

DIE

WEHRMACHT



AUSGABE A

Berlin, 15. September 1943
7. Jahrgang Nr. 19
Belg. 3,15 Fr., Bulg. 8 L., Däne-
mark 40 Øre, Finn. 4,50 mk,
Frankr. 4 Fr., Griechl. 250 Dr.,
Ital. 2 Lire, Kroatien 7 Kuna,
Niederl. 20 Cts., Norwegen
40 Øre, Portugal 2.— Esc.,
Rumän. 20 Lei, Serb. 5 Dinar,
Spanien 1,25 Pts., Schweden
45 Öre, Schweiz 45 Rappen,
Slowakei 2,50 Ks., Türkei
12,50 Kurus, Ungarn 36 fillér

HERAUSGEGEBEN VON

KOMMANDO DER WEHRMACHT



*Meu Saludo
carinoso de tu
que no te olvide
Felix*

Der kleine Napoteon vom New York

Als im Jahre 1940 der deutsche Feldzug gegen Frankreich seinen Höhepunkt erreicht hatte und Paris gefallen war, hatte dazu der Bürgermeister der größten Stadt der Welt nichts Besseres zu sagen, als daß nun New York das neue Modezentrum dieser Erde werden müsse. Um seine Meinung noch besonders zu unterstreichen, hatte er sogar ein ganz besonderes Abendkleid entworfen, welches anlässlich des Stapellaufes eines Feuerlöschbootes durch eine Dame der Gesellschaft den erstaunten New Yorkern vorgeführt wurde.

Fiorello La Guardia liebt es, durch derart exzentrische Taten aufzufallen. Sie gehören zu seinem Wesen. Ein ganzer Kranz von Geschichten hat sich um seine kleine, schwammige Gestalt gebildet. Allerdings haben die meisten

dieser Stories erst auf seine Veranlassung in den Gehirnen der Reporter jene phantasievollen Ausmaße angenommen, die für einen Politiker der Vereinigten Staaten als Reklamemittel von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. In den USA bewegt sich die Politik zwischen kaltblütigen Geldgeschäften und buntschreiendem Zirkus. Hier stehen die Götter der Wall Street: Morgan, Lamont, Harriman und wie sie alle heißen, und dort die Hampelmänner der Berufspolitiker, die, mit viel Bewegung hin und her geschoben, dem Volk als die wahren Führer erscheinen. Die Masse der amerikanischen Wähler findet es sicherlich ganz richtig, daß ihre Staatsmänner auch für die nötige Unterhaltung sorgen. La Guardia ist darin einer der Rührigsten, wenngleich ihm jede große Linie fehlt. Gleichwohl ist dem Manne Rücksichtslosigkeit und Durchschlagskraft, zähe Ausdauer und Erkenntnis aller Möglichkeiten nicht abzuspüren. Es müßte sonst unverständlich bleiben, wie der Sohn eines Kapellmeisters der USA-Armee und einer Jüdin zum Oberhaupt der größten Stadt der Welt aufsteigen konnte.

Obwohl er im Jahre 1882 in New York geboren wurde, verbrachte er seine Jugend im rauen Leben der Südstaaten, wo er seinen Ehrgeiz lieber auf dem Rücken der Pferde als in der Schule befruchtete. Vielleicht wäre er sogar ein Jockey von Bedeutung geworden, denn bereits als Vierzehnjähriger konnte er einige Pferderennen siegreich beenden.

Mit dieser Laufbahn war es zu Ende, als der Vater starb und seine Mutter mit ihm nach Europa zog, um sich in Budapest niederzulassen. Sie starb noch vor dem Weltkriege und hatte dabei die Genugtuung, ihren Sohn im amerikanischen Konsulat der ungarischen Hauptstadt untergebracht zu haben. Zur Ausnutzung seiner italienischen Sprachkenntnisse wurde La Guardia nach kurzer Zeit nach Triest versetzt, wo er zum ersten Male mit dem Strom der europäischen Auswanderer, die in den USA ihr Glück zu machen hofften, zusammentraf. Klar und nüchtern erkannte er bereits, welche große politische Macht die eingewanderten Europäer in den Vereinigten Staaten darstellen könnten. Eine Erkenntnis, deren er sich später noch besonders erinnerte und der er seine ersten politischen Erfolge zu verdanken hat.

Da er in Europa auch Deutsch und Kroatisch gelernt hatte, erhielt La Guardia schließlich den Posten eines Dolmetschers bei den Einwanderungsbehörden auf Ellis Island. Er scheint dort gute Geschäfte gemacht zu haben, denn er war bald in der Lage, den Dienst zu quittieren, um Rechtswissenschaften zu studieren. Eines Tages war er so weit, sich in New York als Anwalt niederlassen zu können. Seine Klienten blieben wie früher meist Einwanderer. Mit ihnen konnte er zwar kein großes Vermögen erwerben, als er aber 1917 nach einem vergeblichen Versuch im Jahre 1914 in den Kongreß einzog, waren es die Stimmen vieler tausend Einwanderer, die ihm seine kühnen Träume erfüllt hatten.

Als Amerika in den Weltkrieg eintrat, wurde La Guardia zur damals noch jungen Fliegertruppe eingezogen und kam sogar nach Europa. Allerdings nicht nach Frankreich, wo Pershing eben die große Argonnen-Offensive vorbereitete, sondern nach Italien. Wer hätte nun von einem Kongreßmitglied verlangt, daß es an der Front erschienen wäre? Wer hätte anderes erwartet, als daß es seine wichtigste Aufgabe darin fand, Italien in seinen Anstrengungen durch wohltonende Reden zu bestärken? Dennoch — der Erfolg des rührigen Agitators scheint nicht sehr gewaltig gewesen zu sein, denn noch vor Ende des Krieges kehrte er wieder in die Staaten zurück, um sich erneut in das Parlament wählen zu lassen.

In der Bundeshauptstadt machte er dann viel von sich reden, indem er große Reden gegen die Prohibition hielt und besonders für das Frauenstimmrecht eintrat. Allerdings war es ihm mit seinen Worten nicht so bitter ernst, wie es den Anschein hatte, sondern sie hatten allein den Zweck, auf seine Wähler möglichst viel Eindruck zu machen. Er war deshalb in Regierungskreisen nicht sehr beliebt, und man wußte es zu verhindern, daß er mit höheren Regierungsämtern betraut wurde. Als La Guardia spürte, daß er auf diesem Wege nicht weiterkam, beschloß er, sich der kommunalen Politik zuzuwenden und auf diese Weise in führende Stellungen vorzudringen.

Diese Bemühungen endeten 1929 mit einem Mißerfolg, als er bei der Wahl zum Oberbürgermeister von New York durchfiel. Er ließ es sich jedoch nicht verdrießen und hatte bei seinem zweiten Versuch im Jahre 1933 die Genugtuung, seinen Ehrgeiz befriedigt zu sehen. Seit diesem Jahre ist La Guardia in ununterbrochener Folge der unhöflichste, größte und taktloseste Bürgermeister, den diese Stadt jemals gehabt hat. Dies ist nicht allein unsere Meinung,

sondern die der Yankees, von denen einer noch Ende 1941 in einer großen amerikanischen Zeitschrift folgendes feststellte: „Nachdem sie jetzt mehr als acht Jahre die Posen ihres bierbäuchigen Bonaparte beobachtet haben, fragen sich die New Yorker noch immer, was für eine Art von Mann La Guardia wirklich ist.“

Gewiß, er hat auch schon einiges geleistet. Er hat zum Beispiel Tammany Hall, jene berüchtigte und unerhört einflußreiche unterirdische Organisation der New Yorker Geschäftswelt, aus der Kommunalpolitik ausgeschaltet und damit einen gefährlichen Korruptionsherd radikal vernichtet. La Guardia wußte seine Erfolge geschickt auszunutzen und sich im ganzen Lande einen sensationsumwitterten Namen zu schaffen.

Seine politischen Ziele sind nämlich weit gesteckt. Sein brennendster Ehrgeiz besteht darin, einmal im Weißen Hause Roosevelts Nachfolger zu werden. Es ist darum keineswegs verwunderlich, daß er sich von Dienstag bis Donnerstag regelmäßig in der Bundeshauptstadt befindet und nur von Freitag bis Montag das Amt des Oberbürgermeisters ausfüllt. Obwohl La Guardia ursprünglich als Republikaner seine politische Karriere begann, ist er dem Demokraten Roosevelt seit Beginn der New-Deal-Politik aufs engste verbunden. Mit denselben sozialen Schlagworten, mit denen Roosevelt im Jahre 1942 den Wahlkampf zu seinen Gunsten entschied, gelang es La Guardia ein Jahr später, den Oberbürgermeisterposten für sich zu ergattern. Roosevelt hat die treue Waffengenossenschaft des New Yorker Bürgermeisters nicht vergessen und ihn im Jahre 1937 so tatkräftig unterstützt, daß er erneut den hohen Posten besetzen konnte. Noch schwieriger wurde der Kampf um das Oberbürgermeisteramt im Jahre 1941, wo selbst die angestrengtesten Bemühungen des Präsidenten nur einen unwahrscheinlich geringen Stimmenvorsprung für La Guardia ergaben. La Guardia natürlich bemühte sich seinerseits, den Präsidenten in jeder Weise zu unterstützen, wobei sein Einfluß als Präsident der Konferenz der USA-Bürgermeister nicht zu unterschätzen ist. Übrigens ist diese Präsidentschaft nicht das einzige Amt, das er neben seiner Hauptbeschäftigung ausfüllt. Er ist vor allem auch Direktor des Amtes für die zivile Verteidigung und Vorsitzender des amerikanisch-kanadischen Verteidigungsamtes.

Da es für einen USA-Politiker wichtig ist, sich auf eine organisierte und ihm ergebene Macht stützen zu können, wandte La Guardia den größten Teil seines Interesses dem zivilen Verteidigungsamt zu. Als Vorsitzender dieser Behörde hatte er zum Beispiel auch den gesamten Luftschutz der Vereinigten Staaten zu organisieren. Vorerst beschränkte sich seine Tätigkeit allerdings darauf, daß er nach Washington flog, in einer Sitzung der Presse wohltonende Phrasen übermittelte und sich, ohne weiteres geleistet zu haben, wieder auf den Heimweg machte. Erst als er sich der politischen Möglichkeiten ganz bewußt geworden war, eilte er abermals in die Hauptstadt und versicherte sich der Hilfe der Gattin des Präsidenten, indem er sie dazu bewegte, in das Amt für zivile Verteidigung einzutreten. Er ernannte in wenigen Wochen 120 000 Luftschutzleute, die wohl weniger den Zweck hatten, das Volk auf eventuell bevorstehende Luftangriffe vorzubereiten und zum Selbstschutz auszubilden, als ihrem obersten Chef ein willfähiges politisches Instrument zu sein. Bei der Wahlkampagne im November 1941 konnte La Guardia die ersten Früchte seiner Organisation ernten, als die Luftschutzleiter entscheidend zu seiner Wiederwahl zum Oberbürgermeister beitrugen.

Um das Wesen dieses Mannes vollständig zu erfassen, ist es vielleicht ganz amüsant, ein wenig die Methoden zu beleuchten, mit denen er es versucht, sich im Lande populär zu machen und den Schein der Volkstümlichkeit um sich zu verbreiten.

Als er zum Beispiel einmal die Baseballsaison in New York eröffnen sollte, tat er dies nicht wie sonst Personen seines Kreises, indem er zu Beginn den Ball ins Spiel warf, sondern er sprang in einer scheinbar plötzlichen Begeisterung aus seiner Loge, riß dem ihm am nächsten stehenden Spieler die Mütze vom Kopf, um sie sich selbst aufzusetzen, griff sich ein Paar Ersatzhandschuhe und rieb sie nach Art der großen Cracks am Boden, um sie rau zu machen, rannte dann mit dem Ball mitten ins Spielfeld und beteiligte sich für kurze Zeit selbst am Spiel. Es versteht sich am Rande, daß am nächsten Tage die Zeitungen eine Sensation mehr hatten, denn ein baseballspielender Oberbürgermeister gehört selbst in den USA nicht zu den Alltäglichkeiten. Ein anderes drastisches Beispiel seiner Effekthascherei: Während einer Debatte im Kongreß über die Fleischpreise griff er in die übergroßen Taschen seines Jacketts und warf große, bluttriefende Stücke rohen Hammelfleisches auf den Sitzungstisch.

Obwohl die Presse alle diese Stories mit Wollust ihren Lesern vorsetzt, ist er doch den Zeitungsleuten hier und da spinnefeind, wenn Sachen veröffentlicht werden, die ihm und seinem Ansehen irgendwie schaden könnten. Er hat sogar eine eigene Abteilung eingerichtet, die ständig damit betraut ist, die Presse bezüglich seiner Person zu überwachen.

In diesem Kriege fand La Guardia seine edelste Beschäftigung darin, seine Unerzogenheit in Reden und Zeitungsartikeln ins rechte Licht zu rücken. Im November 1941, also noch vor Eintritt der USA in den Krieg, veröffentlichte eine amerikanische Zeitung eine volle Spalte mit Flüchen und Verwünschungen, die La Guardia in einer einzigen Rede gegen den Führer gebraucht hatte. Ebenso waren es seine Leute, die auf dem Dampfer „Bremen“ schon vor einigen Jahren im Hafen von New York die Hakenkreuzflagge herunterrissen und das neue Deutschland aufs grösste verunglimpften.

Es ist noch gar nicht lange her, daß La Guardia erklärte, er lehre seine Kinder tödlichen Haß gegen Deutschland, und er hoffe, daß alle seine zukünftigen Enkel und deren Enkelkinder diese Haßgefühle pflegen werden.

Trotzdem vergreift sich La Guardia manchmal in der Wahl seiner Mittel. So tat er selbst den verhetztesten Amerikanern großen Zwang an, als er ihnen vorschwärmte, daß die bolschewistische Revolution mit dem amerikanischen Befreiungskriege zu vergleichen sei. Dies war selbst seinen eifrigsten Anhängern zuviel, und er hatte nichts Eiligeres zu tun, als Photographen zu bestellen, die Aufnahmen von ihm machen mußten, während er in der Bibel las oder mit herbeizitierten Bischöfen konferierte.

Roosevelt weiß ja wohl, warum er diesen Mann Jahre hindurch so nachdrücklich unterstützt hat. Ein besseres Instrument für seine Kriegshetze konnte er nicht finden. La Guardia ist die personifizierte verbrecherische Unverantwortlichkeit, mit der Roosevelt sein Volk ohne die geringste Notwendigkeit in den Krieg trieb. Kurt Jeschko.



FIGIORELLO LA GUARDIA

Zu unserem Titelbild: Der Schütze 1 eines MG überprüft das Schloß seiner Waffe. PK-Aufnahme: Kriegsberichter Reitzner

Verlag „Die Wehrmacht“ K.-G.,
Eerlin SW68, Schützenstraße 18/25.
Alleinauslieferung u. Anzeigenver-
waltung: Berliner Verlagsanstalt
G. m. b. H., Berlin SW 68 · Preisliste
Nr. 1 vom 1. 11. 1941 · Druck: Roto-
phot Berlin · Printed in Germany

DIE WEHRMACHT

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Over-
hues (im Wehrdienst), Stellvertreter:
Karl Fischer, Berlin. Graphische Ge-
staltung: Herbert Dassel, Berlin.
Verantwortl. für Anzeigen: Dr. Horst
Harff (im Wehrdienst), in Vertretung
Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

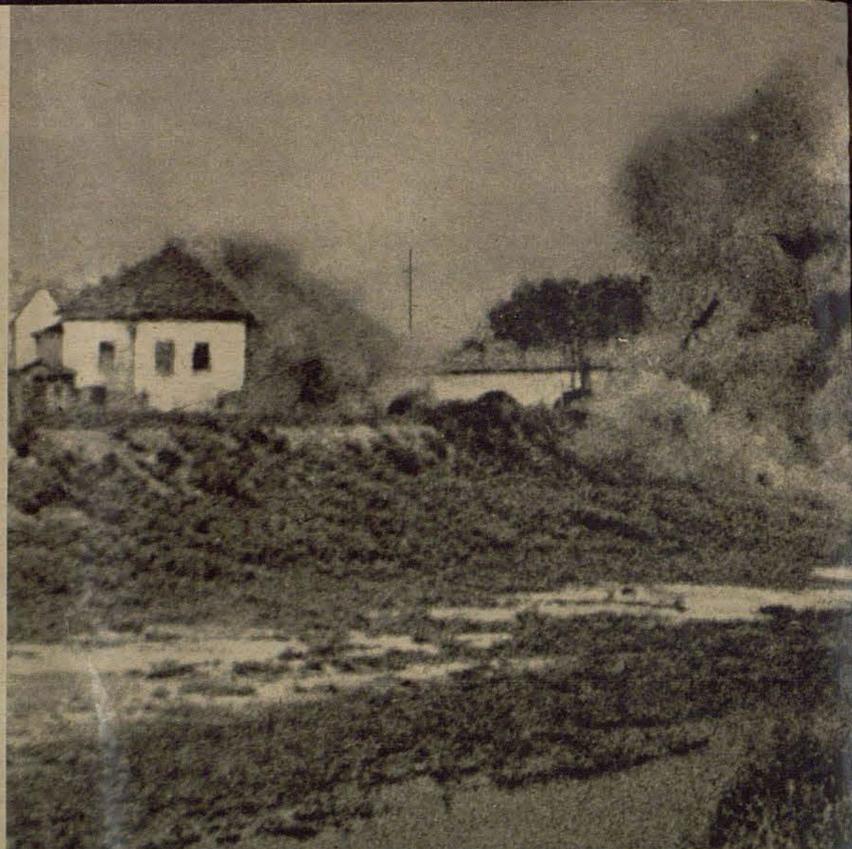


In einer Kampfpause

PK-Aufnahme: Kriegsberichtler Günther Thiede

Während der Schirrmeister eine beschädigte Laufrolle auswechselt, wird das Panzergeschütz zu neuem Einsatz überholt

Im Rahmen der beweglichen KAMPF- FÜHRUNG



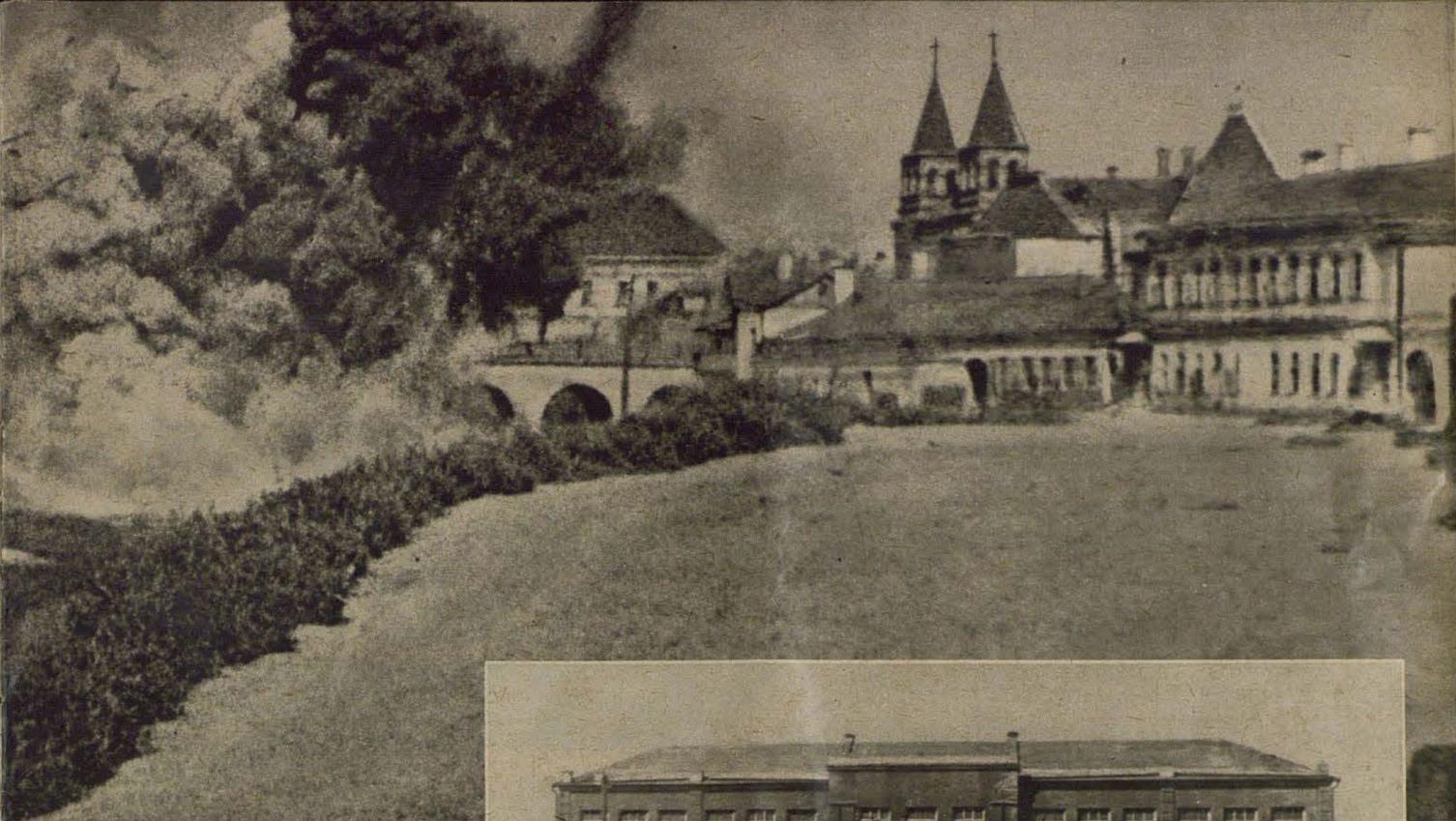
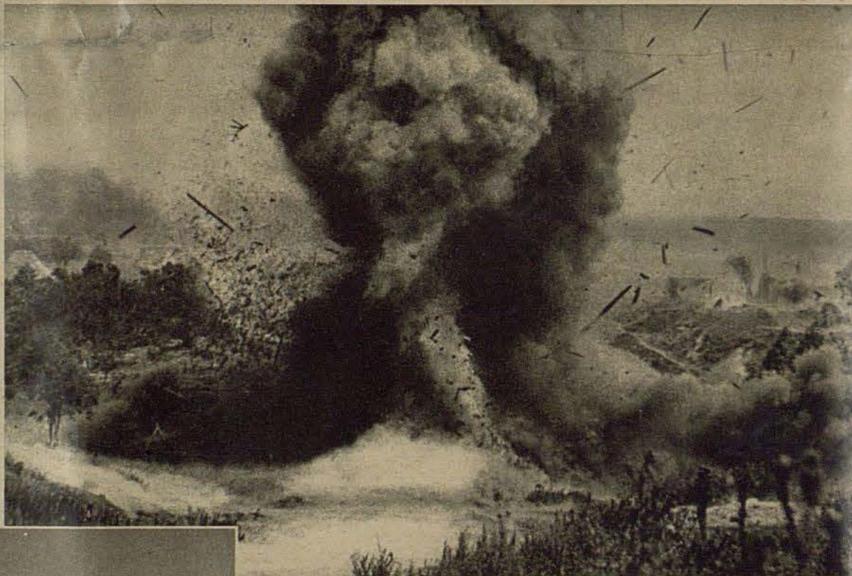
Eine ohrenbetäubende Detonation! Staub und Steine wirbeln turmhoch, und nach Minuten lösen sich aus den Schleiern der Vernichtung die Trümmer der Brücke, über die die letzte Ausfallstraße aus dieser Stadt führte



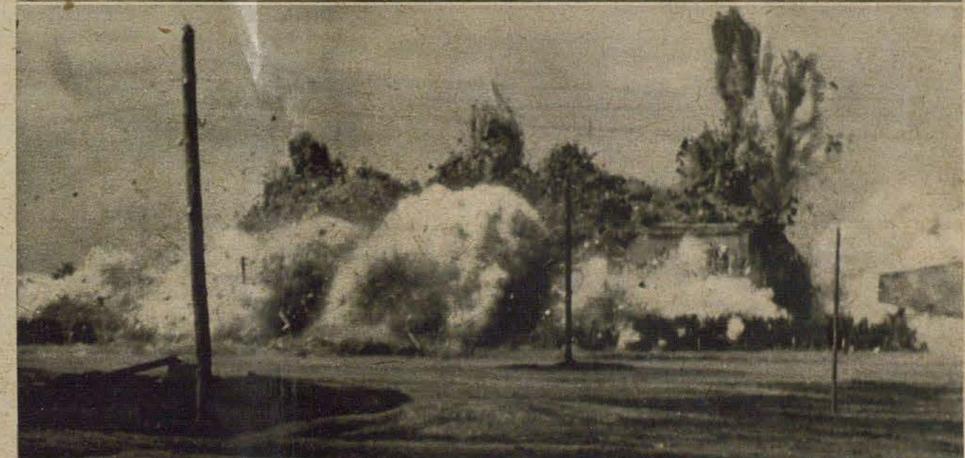
Sprengkommandos der Pioniere legen Minen und Sprengladungen in alle Brücken, die nach wenigen Minuten, in tausend Teile zerrissen, dem Feind neue Hindernisse aufstun

Rechts: Ein riesiger Rauchpfeil steigt aus dem schmutzgrauen Wasser. Holztrümmer flattern träge gegen den Himmel und taumeln langsam wieder zur Erde, klatschen auf die Fluten, über denen sich vor Sekunden noch die Brücke wölbte

Werferbatterien legen in der Nacht Wände aus Feuer und Stahl zwischen die letzten Räumkommandos und die nachführenden Sowjets



Der deutschen Führung ist es in den heißumkämpften Räumen von Orel und Charkow nicht nur gelungen, die Verbände in vorbereiteten Stellungen zu noch größerer Widerstandskraft zu sammeln, sondern es war durch präzise Organisation und den vollständigen Einsatz schneller Sicherungstreitkräfte auch möglich, alle militärischen Anlagen der geräumten Gebiete so nachhaltig zu zerstören, daß dem Nachstoß des Feindes zumeist schon in der Entwicklung die Kraft genommen wurde. Brücken flogen in die Luft, Telegraphenmaste barsten unter der Gewalt der Sprengladungen wie Zündhölzer, Bahnanlagen wurden durch die Wucht des Dynamits aufgerissen, Straßen unterbrochen, Kraftwerke lahmgelegt, kurz, alle Objekte von irgendwelchem militärischen Wert so unbrauchbar gemacht, daß schon allein dadurch die feindlichen Operationen behindert und in ihren Ausmaßen gestört wurden. Denn gegen alle Übermacht: die deutsche Front steht.



In kurzen Abständen haben Eisenbahnpioniere die Schienen gesprengt und auf weite Strecken hin unbrauchbar gemacht

PK-Aufnahmen: Kriegsbericht Grub (3), Deutsche Wochenschau

Zu den drei Bildern rechts: Noch steht das Gebäude, das den Sowjets gute Dienste erweisen könnte. Aber Minuten später quellen Feuer und Rauch aus den Mauern und vernichten das Haus bis auf die Grundmauern. Verbogene Eisenträger, Schutt und Staub sind allein übriggeblieben





IM SCHATTEN DER NACHT

Die Nacht schleicht aus der Weite des Ostens. Noch immer brüllt die Schlacht! Granaten pflügen das Land, Feuer und Stahl bricht unheilvoll aus der Erde. Panzer rollen in den Kampf. Die ölschwarzen Rauchfahnen der abgeschossenen Sowjetkampfwagen hängen in langen Schwaden am dämmernden Himmel (Bild oben). — Noch einmal bricht die Sonne durch das dichte Gewölk und letzte Strahlen beleuchten das heißumkämpfte, zerwühlte Schlachtfeld (Bild Mitte). — Und noch eine kühne Tat deutscher Grenadiere. Im Nahkampf wurde ein sowjetischer T 34 vernichtet. Laut knattern die Flammen aus dem Panzer, während sich die deutschen Soldaten daranmachen, die geflüchtete Besatzung aufzuspüren.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichterstatter Günther Thiede



"TIGER- CHIRURGIE"

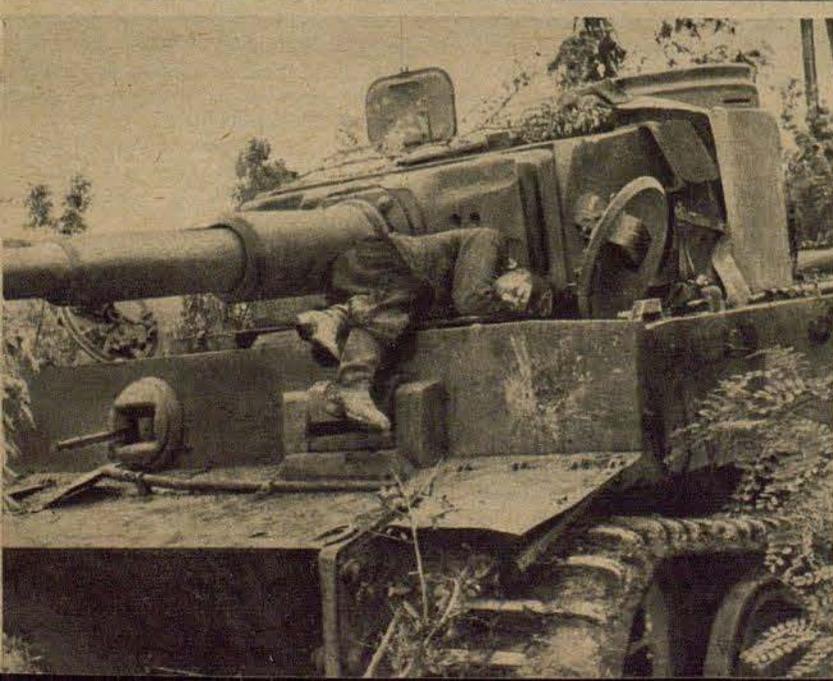
In der gewaltigen Mühle der Materialschlachten des Ostens werden an Mensch und Waffen gigantische Anforderungen gestellt. Der deutsche Soldat und sein Gerät bestehen Tag und Nacht alle Zerreißproben. Ohne Wunden jedoch geht es in diesem Kampf nicht ab. Selbst unsere „Tiger“-Panzer sind gegen gelegentliche Kratzer nicht gefeit. Für die verwundeten Kolosse stehen aber erfahrene Panzer-Chirurgen bereit, die sie in kürzester Zeit wieder einsatzbereit machen.



Der Feldwebel der Instandsetzungsstaffel hat soeben durch Funk die Nachricht erhalten, daß ein „Tiger“ mit Kettenschaden den Kampfplatz verlassen hat. Sofort begibt er sich mit dem nötigen Handwerkszeug nach vorne



Der beschädigte Panzer hat sich, gegen Feind-Fliegersicht geschützt, etwas vom Kampfplatz abgesetzt, um die Ankunft des Instandsetzungs-trupps abzuwarten, der die leichte Beschädigung schnellstens repariert

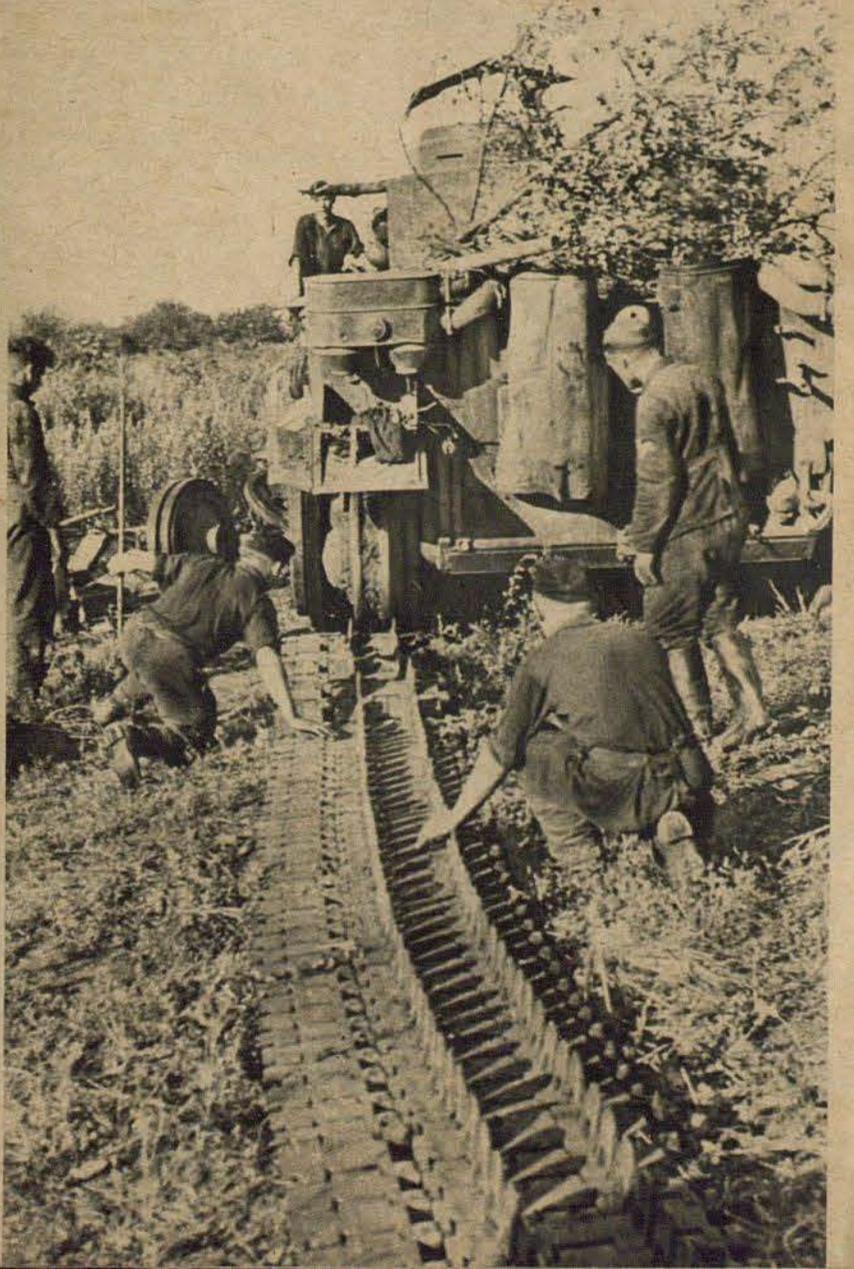


Mit Hilfe eines Kranwagens wird das beschädigte Treibrad gegen ein neues ausgetauscht

Rechts: Währenddessen hat ein anderer Teil des „Sanitätspersonals“ die Kette abgenommen und ein schadhaftes Glied in Eile ausgewechselt

Der Treffer eines feindlichen Sturmgeschützes hat trotz des großen Kalibers an der Stirnseite nur eine flache Einbuchtung hinterlassen

PK - Aufnahmen: Kriegsberichtiger Wolff-Altwater (H.H.)



DIE MÄNNER VOM GESCHÜTZ IV



Offizier Striebel
 lebte mit seinen Männern
 den Sorgen Panzer



Das blutjunge
 Offizier Melzer
 am Augsburger



Text und Zeichnungen
 von Kriegsberichtler Arlart

An einem sacht ansteigenden Hang, zwischen niedrigem Kusselgestrüpp und Tannen vergraben, liegt wie tief im Schlaf die Batterie. Ein friedlicher Unbeteiligter würde sie nie erkennen, wenn er auch wenige Meter nur vor den Haubitzen vorbeigehen würde. Die Fäuste der Kanoniere verstehen es meisterhaft, aus den riesigen Maschinen dieses Krieges harmlose Baumgruppen, friedliches Tannendickicht zu bauen, über die Mäuler der Rohre haben sie Hüllen gestülpt, Masken, die ihre unbändige Kraft gelähmt und sie in tiefen Schlaf versenkt zu haben scheinen. Über allem lastet die Glut der Nachmittagssonne Rußlands, und das monotone Summen unzähliger Insekten gleicht zarter Musik in einer verzauberten Welt. Die Batterie träumt.

In die Stille der betäubten Landschaft hinein klingt plötzlich, wie aus anderer Welt kommend, das helle Läuten einer Glocke. Irgendwo hat die Erde ein Loch bekommen, in dem es poltert, Männer in grauen Uniformen schwingen sich heraus, hasten zwischen das Gehölz im Lauf Helme aufstülpend, eine helle Kommandostimme zerreißt die verträumte Stille, Fäuste wühlen zwischen zerhackten Ästen und Bäumchen, reißen sie zur Seite, und seiner falschen Hülle entkleidet steht es da, das nackte Stahlgerüst — die Haubitze.

Neue Kommandos. Langsam hebt sich das Rohr, gleich einem gierig geöffneten Maul reckt sich die Mündung in den blauen Himmel, und brüllend wirft das Geschütz seine erste Granate in den stillen Sommernachmittag, mit beizendem Atem Staub und Äste aufwirbelnd.

Geschütz IV schießt sich ein. Die Kanoniere arbeiten mit einer Ruhe und Sicherheit, wie es nur der Soldat im vierten Kriegsjahr kann. Beim Feind sind starke Bewegungen erkannt, sie werden bekämpft. Granate auf Granate verläßt das Rohr.

Dann Feuerpause! Der Richtkanonier Pflanzler wischt sich die Schweißstropfen von der Stirn. Er reckt sich über das Schutzschild, als könne er von hier aus die Wirkung seines Feuers beobachten.

„Was ist? Hat er drüben schon genug?“ Langsam, als ob er es liebkost, gleiten seine Augen über das Geschütz und bleiben an dem schmalen weißen Ring vorn am Rohr hängen. O ja, das waren heiße Tage damals. Sind das schon Wochen her? War es nicht gestern? Sie hatten zurückgehen müssen, der Bolschewik drückte hart nach mit Panzern und Infanterie. Immer wieder Panzer und Infanterie. Aber es kostete ihn Ströme von Blut, und wenn seine vorführenden Spitzen zu unverschämt wurden, gerieten sie in die Zange, und es blieb kaum etwas von ihnen übrig.

Damals hatte Geschütz IV seine große Stunde: Irgendwoher kam Meldung, Panzer seien von rechts durchgebrochen. Pflanzler benimmt sich genau, wie schmal plötzlich die Lippen des Geschütz-

führers wurden, wie sich jeder Muskel in seinem Gesicht zu spannen schien. Das war noch der Unteroffizier Striebel. Dann kam das braune Ungetüm herangetorkelt, der T 34, wie ein Drache der Sage schwefelnde Lohe vor sich herschleudernd, alles zusammenstampfend, unverwundbar erscheinend. Es dauerte eine Ewigkeit, bis Striebel feuern ließ. Granate auf Granate setzten sie dann dem Kolo vor den Bauch. Dem wurde vor seinem eigenen Mut plötzlich Angst. Aber abdrehen konnte er nicht mehr. Striebels Schüsse saßen gut. So rasselte er dann in fünf-hundert Meter Entfernung, scheinbar kopflos geworden, vorüber, bis ein Voll-treffer ihm endgültig Halt gebot, ihm die Ketten zerrit und aus ihm einen hilf-losen, brennenden Stahlklumpen machte. Damals hatten sie ihre Freude, ihren Stolz in den Morgen gebrüllt, sich ausgelassen wie Jungens in die Rippen ge-boxt — und der Striebel trägt das EK und die Haubitze ihren Ring.

Der Pflanzler sieht von einem zum anderen. Das sind sie noch alle, die damals dabei waren. Der blutjunge Unteroffizier Melzer von Augsburg, der heute das Geschütz führt, und da ist der Walz, den nichts aus seiner westfälischen Ruhe bringt, und der Gefreite Bloch von der Saale. . . Aber weiter kommt er nicht, der Pflanzler, mit seinen Betrachtungen, von irgendwo winselt es heran, das kennen sie, das Jöhlen, das zum Orkan anschwillt, und da sitzen sie auch schon in ihren Löchern, die sie um das Geschütz gegraben haben, als es ber-stend einschlägt und ein Regen von Stahlstücken und Erdklumpen auf sie herniederprasseln läßt. Verdammst nahe hat das gesessen, ein paar Meter neben der Stellung qualmt der frische Trichter, aber sie rappeln sich alle wieder hoch, und ihre Haubitze ist auch intakt, außer ein paar frischen Schmissen am Schutzschild und in den Speichen.

Jetzt antwortet die Batterie. Das Stückchen Paradies von vorhin hat sich in einen Hexentanzplatz verwandelt, auf dem der Satan selbst herumwirbelt und mit harten-Fäusten zwischen das Grün der Landschaft trommelt. Die Rohre feuern Schuß auf Schuß, aber mehr als einmal müssen die Kanoniere in die Löcher oder drängen sich hinter das stählerne Schild, vor den glühenden Splintern der Einschläge Schutz suchend.

Dann — wie abgerissen — ist das Toben des Artillerieduells verstummt. Noch hallt in den Ohren das Dröhnen nach, noch fassen die Männer nicht die Ruhe, die sie anfällt wie vorhin das Einsetzen des Kampfes. Und nur langsam verziehen sich die Pulverschwaden.

Der Pflanzler sieht wie im Traum von einem zum andern und atmet leichter, als er das fast verlegene Lächeln in Blochs Mundwinkeln bemerkt und sieht, wie der Walz seine Pfeife aus dem Stiefelschaft zieht. Und dann hört er ein feines Trillern über sich und reckt die Arme und lacht der Lerche zu, die hoch über ihm jubelnd die scheidende Sonne grüßt.



Der Gefreite Bloch
 aus Halle a. S. Saale

Kanonier Walz
 ein Westfale

Der blutjunge
 Pflanzler ist Richtkanonier

Schicksale AUS DER SOWJETUNION

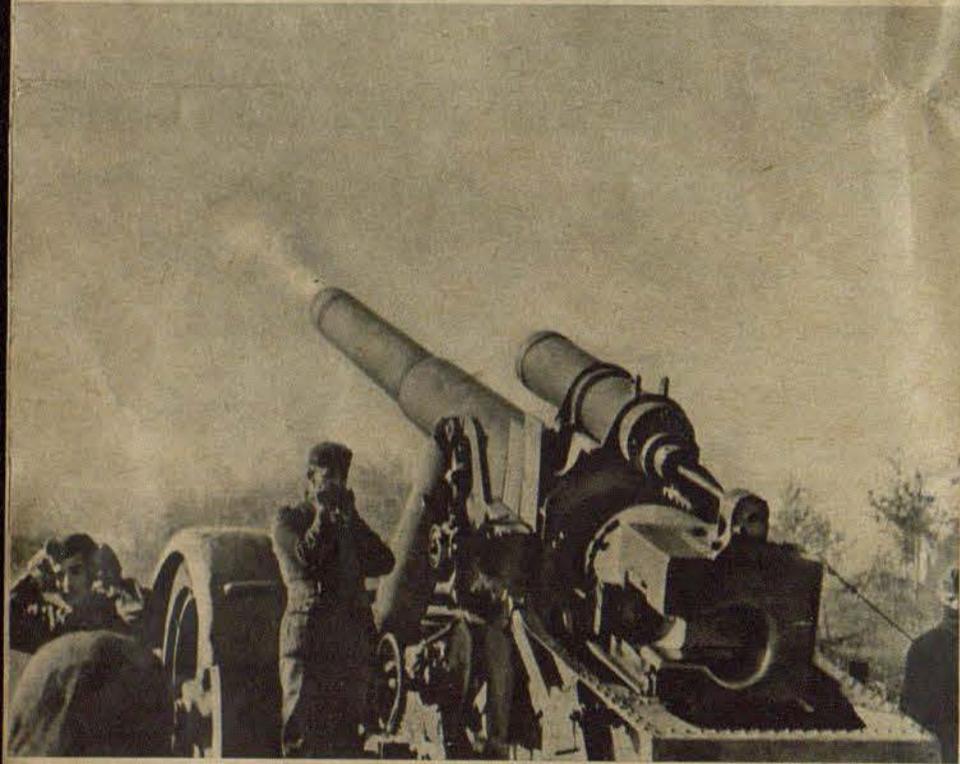
Aus den Verhören von Sowjet-Überläufern

Das Ende einer B-Stelle

Mörser vernichtet sowjetischen Artillerie-Beobachtungsposten

Seit Tagen liegt das russische Artilleriefeuer vor den deutschen Gräben und Unterständen. Ein feindlicher Beobachtungsposten muß genauen Einblick in unser Stellungssystem haben. Ein Spähtrupp entdeckt die B-Stelle der feindlichen Batterie in einer Kirchenruine. Das Scherenfernrohr bestätigt die Meldung (Bild oben) — Ein Mörser ist in Stellung gebracht, und bald jagt Schuß auf Schuß hinüber zur Ruine (Bild Mitte) — Nach einigen Korrekturen des eigenen Beobachters liegt die Ruine genau im direkten Beschuß des Mörsers. „Volltreffer!“ schreit der Richtschütze. Die B-Stelle der Bolschewisten war einmal (Bild unten)

PK-Aufnahmen: Kriegsberichtler Böhmer



Ein Arbeiter aus Turkestan, der zu den deutschen Linien überlief und schon mit der Marke „Ü“ gekennzeichnet ist, gibt an: „Das ist alles, was ich habe: ein paar Rubel, diese Bilder, ein bißchen Tabak. Und das Leben! Vater: tot, Mutter: tot, Frau: tot, Kinder: irgendwo, nicht zu finden. Scher dich fort, die gehören dem Staat“, hat der Kommissar gesagt, als ich sie suchen wollte“

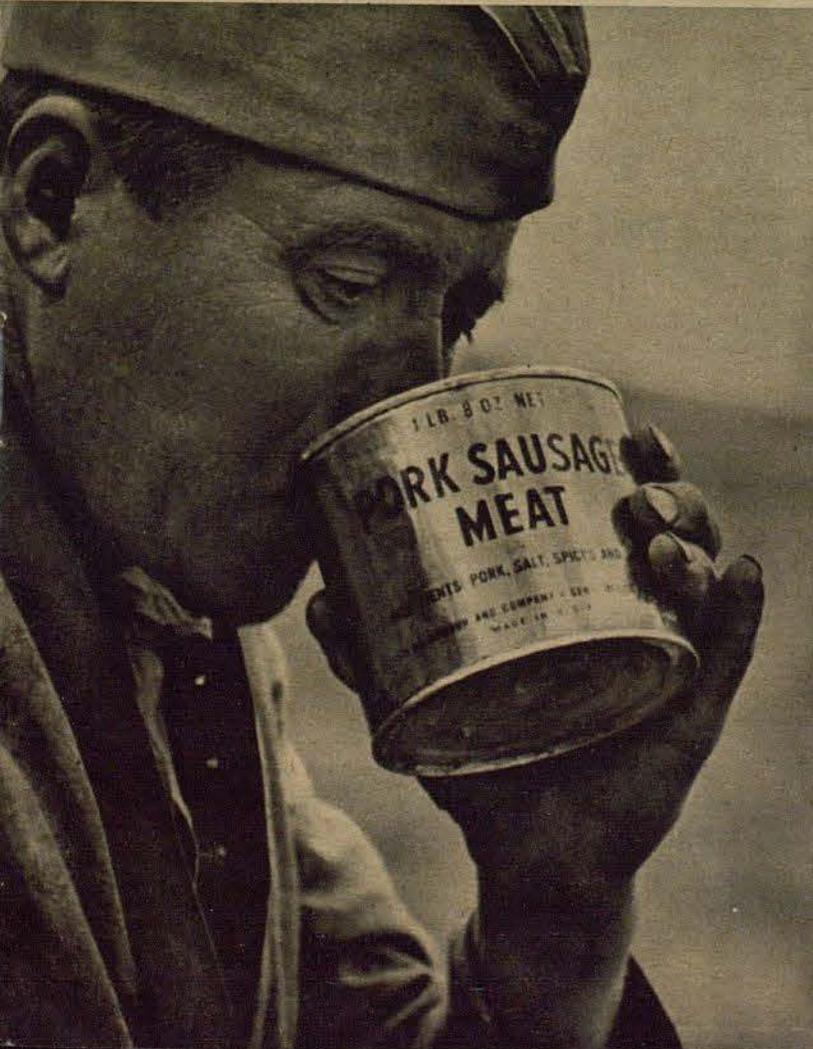
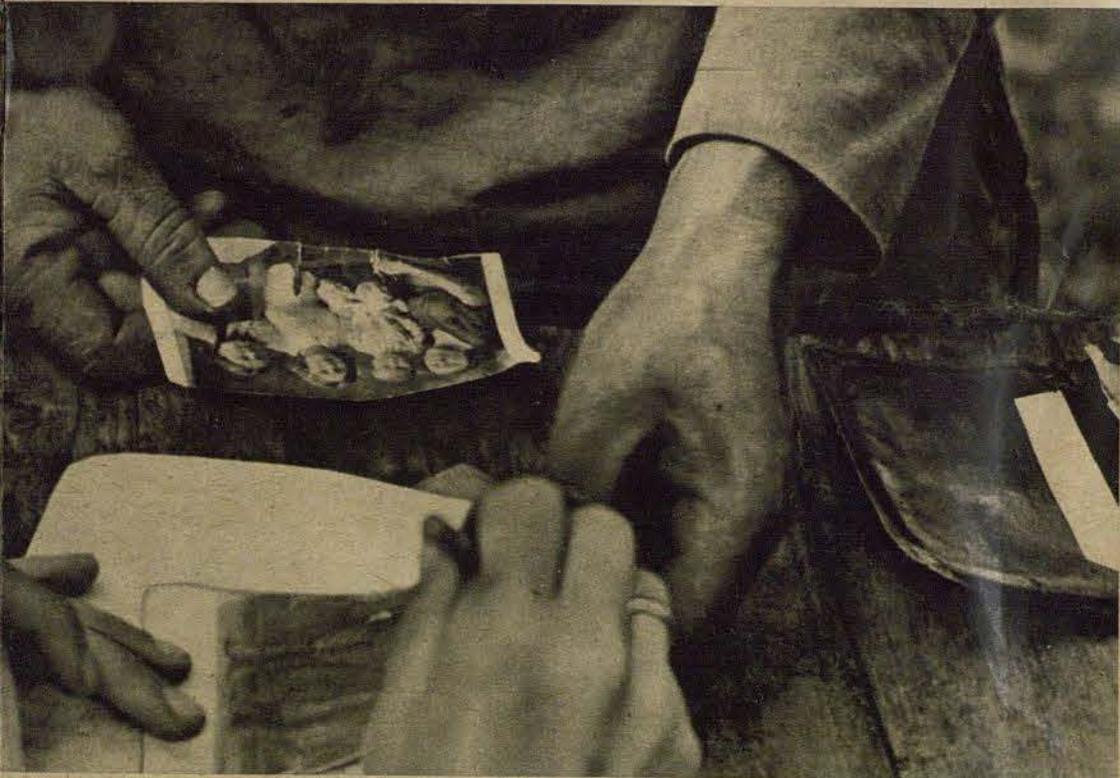


Links: Ein Arbeiter aus Moskau: „Wir waren vier Brüder, alle gesund. Jetzt lebe nur noch ich. Alle anderen — aus. Tot! Sie waren alle drei in einem Arbeitslager. Einer soll etwas gesagt haben. Ich weiß nicht was. Ich bin der einzige, der noch lebt“

Rechts: Ein Straßenbahnschaffner aus Kirow: „Wochenlang gab es nichts zu essen als Wasser und Brot. Und immer wieder marschieren, marschieren. Die Alten, die das nicht aushielten, brachen zusammen, blieben liegen, konnten nicht mehr. Die Verpflegung ist schlecht, außer wir haben einmal gelegentlich nordamerikanische Konserven bekommen. Aber sie schmecken uns gar nicht, weil wir sie nicht gewohnt sind“



Zwei Bauern aus der Umgebung von Moskau erzählen: „In unserer Kompanie waren nur alte Männer. Arme Teufel! Wer von ihnen sieht schon die Kinder wieder. Semjon, Konstantin und Naschda und wie sie alle heißen. Warum auch! Vor uns der Tod! Der Feind mit seinen schrecklichen Maschinengewehren! Hinter uns der Tod! Kommissare mit Maschinenpistolen! Und immer wieder schreit es hinter uns her: ‚Vorwärts, ihr faulen Hunde!‘ Von überall kamen die Kugeln, und wir liefen immer weiter. Der Tod ist besser als das Leben, sagten wir und liefen, bis wir bei den Deutschen waren“



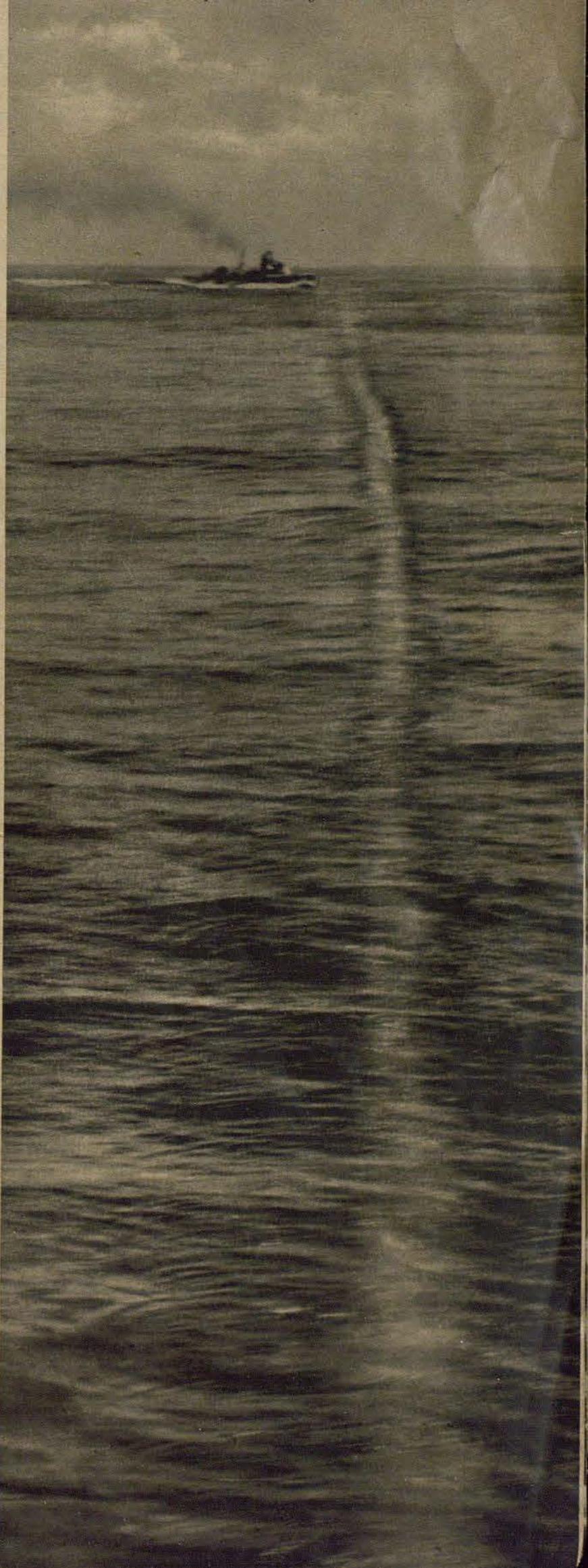
Oben: Ein Arbeiter aus Smolensk: „Hier, Herr, meine Familie. Haben Sie sie vielleicht gesehen? Waren Sie in Smolensk? Sie leben sicher noch. Ich wurde vor drei Jahren einfach von zu Hause weggeholt und kam in eine Munitionsfabrik bei Tscheljabinsk. Lange habe ich dort gearbeitet, dann kamen immer mehr Frauen, und wir Männer mußten einrücken. Ich bekam so schlechte Schuhe, daß ich immer nasse Füße hatte. Ich habe immer gedacht: Du gehst zu den Deutschen. Wenn du einmal da bist, dann findest du auch wieder Olga und die Kinder. Waren Sie einmal in Smolensk? Nicht wahr, die Kinder leben noch?“

PK - Aufnahmen:
Kriegsberichtler Wasko

Achtung — Torpedo!

Die Laufbahn eines Torpedos im Wasser ist stets deutlich zu erkennen, da die von dem Luftdruckmotor des Torpedos ausgestoßene Luft sich in einem breiten Blasenstreifen verrät. Zuweilen gelingt es daher angegriffenen Schiffen — allerdings nur bei Tage und bei klarer Sicht —, sich durch schnelle und geschickte Manöver dem Torpedo zu entziehen.

PK-Aufnahme: Kriegsberichtler Richlaske





Voll Schrecken erkennt der Feldwebel, daß der Schmutz und Morast die Röhre fast vollständig ausfüllen. Große Ratten, nun aus ihren Nestern aufgeschreckt, kratzen über die Wände, suchen vor dem Licht zu entfliehen. Für ein paar Sekunden ist der Feldwebel nicht in der Lage, klar zu denken. Dann befiehlt er seinen Männern, wieder zurückzukriechen. Die Sowjets sind zu einem neuen Überfall im Anmarsch. Im Luftschacht stellen die vier vorsichtig ihre Leiter auf, und während ein Mann nach hinten keucht, um die Kompanie von den anrückenden Bolschewisten zu benachrichtigen, klimmen die anderen vorsichtig die Sprossen hoch. Keuchend verharren sie am Betonrand des Schachtes, nachdem sie die Leiter hochgezogen haben.

Die Sowjets kriechen unten entlang. Sie haben nichts bemerkt. Ihr Stoßtrupp ist acht Mann stark. Na, die sollen sich wundern. Der Empfang wird klappen, wenn es jetzt nur auch hier in Ordnung geht.

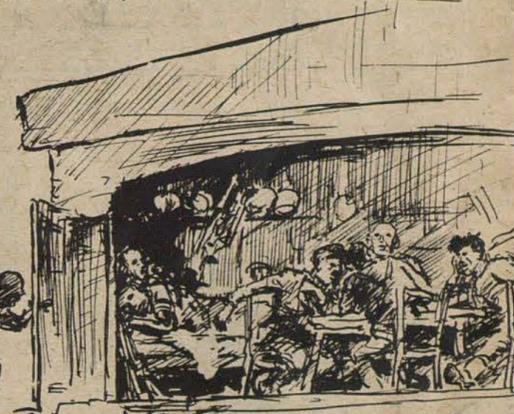
Wieder runter in den Stollen also und weiter. Jetzt ist die beste Zeit. Die Bolschewisten am anderen Ende werden nie auf den Gedanken kommen, daß Deutsche in dem Schacht sind, wo eben ihre Leute sich auf den unterirdischen Weg gemacht haben. Weiter also, weiter! Die Luft wird zum Ersticken! Ein würgendes Gefühl ist in der Kehle. Aber nur weiter! Was die Sowjets können, können wir auch, wenn sie auch mehr an Dreck gewöhnt sind als wir. Immer voran in den dicksten Morast. Einmal muß doch diese verdammte Röhre wieder ansteigen. Der Atem der drei pfeift dumpf. Gott sei Dank! Das Wasser wird wieder niedriger. Es geht nun wieder leichter. Und an den ekelhaften Geruch kann man sich zur Not gewöhnen. Da leuchten auch wieder die Sterne wie durch ein Fernrohr durch den zweiten Luftschacht herab, und beim Anblick des Himmels weicht von den drei Männern die letzte Beklemmung, die sie in der engen Röhre tief unter dem schmatzenden Moor gefangenhielt.

Noch dreihundert Meter, dann sind sie tatsächlich unter den Sowjets. Ein paar Minuten sitzt der Feldwebel mit seinen Begleitern, um zu verschaukeln. Gleichzeitig aber bereitet er seine geballte Ladung vor, und die zwei machen ihre Handgranaten klar. Ein abenteuerliches Gefühl beschleicht die Männer. Sie fühlen sich Jägern gleich, die unbemerkt an ein kostbares Großwild herangekommen sind und zum letzten, entscheidenden Schlag ansetzen.

„Los!“ zischt der Feldwebel und steigt seinen Leuten vorsichtig voran. Es bleibt alles still. Langsam stemmt sich der Führer des Stoßtrupps am Schachttrand empor. Kein Mensch ist zu sehen. Rechts aus dem Dunkel aber fällt ein dünner Lichtstrahl. Für den Augenblick verschwindet der Feldwebel wieder im Schacht, als er das sieht. Das kann nur ein großer, in die Erde eingebauter Bunker sein. Als sich nichts Verdächtiges rührt, steigen die drei ins Freie und stürzen mit langen Schritten gegen die feindliche Befestigung. Krachend fliegt die schwere Tür aus den Angeln.

Ein breiter Lichtstrahl legt sich auf den Morast ringsum, füllt sich mit großen, schweren Schatten. Ein Haufen Sowjets starrt dem Stoßtrupp entsetzt entgegen. Alkoholdunst treibt durch den engen Raum. Die Luft ist von süßlichem Tabakrauch geschwängert. Überall stehen geleerte Flaschen herum. In einer Ecke sitzt ein lachendes Weib mit wildzerzaustem Haar.

Zeichnungen:
NSKK.-Kriegsbericht
Theo Matejko



Durch die „Fuchsröhre“ an den Feind

Keiner konnte sagen, woher die Sowjets gekommen waren. Zwischen den Stellungen brodelte der Sumpf und Morast, und aus den schmutzigen Wassern stiegen gelbe Blasen. Es war vor einigen Tagen. In der Nacht. Das Detonieren geballter Ladungen zerriß in nächster Nähe die Stille. Schüsse gellten dazwischen. Die Grenadiere sprangen aus ihren Löchern, suchten im Dunkel den Feind, aber es war, als hätte ihn die Nacht ebenso schnell wieder verschluckt, wie er geheimnisvoll inmitten der Stellungen aufgetaucht war. Der Überfall hatte dem Vermittlungsbunker einer Kompanie gegolten, blieb aber in der Schwärze dieser Nacht ohne die beabsichtigte Wirkung.

Die Unruhe saß zwischen den Männern. Der Oberleutnant untersuchte das Gelände, spähte hinüber zu den Sowjets, ohne nur die geringste Möglichkeit, von einer Stellung zur anderen zu gelangen, zu entdecken. Bis ein Gefreiter jenseits des Sumpfes, durch ein Gebüsch

verdeckt, einen hellgrauen Streifen entdeckte, der sich bei näherem Zusehen als ein Brunnenrand entpuppte. Und solch einen Brunnenrand hatte man doch schon einmal gesehen. Hier ganz in der Nähe. Neben dem Bunker der Vermittlung. Das war die Lösung des Rätsels.

Nach wenigen Minuten wurde der Gefreite an einem Seil in den Schacht neben der Vermittlung hinabgelassen. Gespannt wartete der Oberleutnant mit dem Kompanietrupp am Rande des Einstiegs. Nachdem das Seil etwa vier Meter abgelaufen war, hörte der Kompanieführer endlich die erwartete Meldung: „Herr Oberleutnant, das geht hier ganz eben in Richtung auf den Feind weiter!“

Es war selbstverständlich, daß in der nächsten Nacht ein deutscher Stoßtrupp in den „Fuchsbau“ einstieg. Ein Feldwebel und drei Mann, alte erprobte Kämpfer, tasten sich auf einer zusammensetzbaren Leiter in die Tiefe. Dann haben sie Grund. Der Feldwebel atmet noch einmal

tief, dann kriecht er in die ungefähr einen Meter hohe Betonröhre, die sich in pfeilgerader Richtung auf die sowjetischen Stellungen durch den Sumpf wühlt. Lang, sehr lang scheint dieser unterirdische Weg, bis der nächtliche Sternenhimmel plötzlich in einem schmalen Kreis über den vier Männern steht. Nein, das Ziel ist noch nicht erreicht. Nur ein erster Luftschacht tut sich hier nach oben auf. Einen kurzen Augenblick verweilen die Männer, holen noch einmal die Lungen voll frischer Luft, dann machen sie sich weiter auf den Weg. Es ist unheimlich. Wenn nicht jeder die warme Nähe des Kameraden spürte, wäre es zum Verrücktwerden. Ekelhafter Modergeruch zieht durch die enge Röhre. Die Hände tappen in faules, schmutziges Wasser, das langsam höhersteigt. Die Hosen schleifen durch die Nase, saugen sich voll, wetzen ekelhaft und aufreizend in den Kniekehlen. Und vor den Männern die Ungewißheit. Ein Dunkel voll der gefährlichsten Überraschungen, voll Gefahren und Täuschungen.

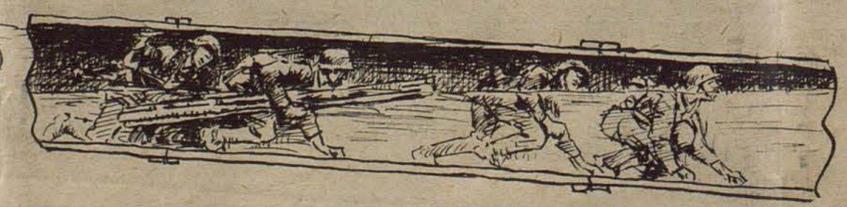
Durch die fiebernden Gedanken blitzt ein Licht. In einiger Entfernung vor den Männern geistert es über das Wasser.

Da fliegt die geballte Ladung des Feldwebels mit leisem Zischen in den Raum. Die Sowjets taumeln auf, suchen ihre Waffen irgendwo zu greifen.

Kaum ist der Feldwebel mit seinen Leuten wieder im sicheren Schacht, als der Bunker mit ohrenbetäubendem Krachen in die Luft fliegt. Eine hohe Stichflamme steht für Sekunden über dem Sumpf und beleuchtet gespenstisch die kargen Bäume und Büsche, die wie zum Leben erweckte Gespenster aussehen. Die Bolschewisten müssen Munition im Bunker gehabt haben, sonst wäre die Detonation nicht so gewaltig gewesen.

Eine Weile ist es ganz ruhig, so ruhig, daß es die drei nicht wagen, in die Röhre hinabzuklettern. Dann gellen nervöse Kommandos in die Nacht, und Schüsse klatschen ins Dunkel. In diesem Durcheinander ist es den drei Deutschen ein leichtes, wieder den Schacht zu gewinnen. Die Sowjets kommen gar nicht in die Nähe des Brunnens, so sehr sind sie überzeugt, daß nur ihre Leute von diesem unterirdischen Weg wissen.

Glücklich kommt der Stoßtrupp wieder zur Kompanie zurück, wo ihn der Oberleutnant erwartet. Als sichere Hände den Feldwebel nach oben ziehen, weiß er, daß auch hier die Sache geklappt hat. Wie die Sowjets aus dem Schacht kamen, einer nach dem anderen, wurden sie ganz still und ohne sonderliche Aufregung unschädlich gemacht. Das war ja nur so nebenbei in dieser Nacht. Die Hauptsache war das gewaltige „Feuerwerk“ da drüben beim Feind.



ARABIA FELIX

Der Mittlere Osten — die Landbrücke Englands nach Indien

Von HERBERT KOCH

In dem verflochtenen Zeitraum nach dem ersten Weltkrieg war der Nahe und Mittlere Osten eine der schwierigsten Spannungszonen in der Politik. Besonders die Engländer und die Amerikaner sowie weitere mehr oder weniger mit ihnen verbündete, an diesem Teil der Erde interessiert gewesene Völker waren und sind es, die teils ganz offen, teils versteckt diese Spannungsmomente nähren und ihnen um des eigenen Vorteils willen Vorschub leisten. Durch den Zusammenbruch des fast alle Länder des Nahen und Mittleren Orients umfassenden großen Türkenstaates ist die Freiheitsbewegung der Araber zur Verwirklichung eines Großarabischen Staates zu vollem Leben erwacht. Die Landbrücke zwischen östlichem Mittelmeer und dem Persischen Golf wird von der großen arabischen Völkerfamilie bewohnt, die den britisch infizierten Mächten in ihrer eigenen Politik und in ihrem bodenständigen Dasein, in ihren Ausströmungen auf dem wichtigen Wege nach Indien mehr oder weniger ein Hindernis bildet. Hinzu kommt, daß der jetzige Krieg die Problematik des Orients wieder aufgerissen hat.

So wurde auch das Schicksal jenes Gebietes berührt, das vom Indischen Ozean bis zum Schwarzen Meer reicht und im Westen durch die Küste des Mittelmeers eine natürliche Grenze gefunden hat. Das nach dem ersten Weltkrieg von England gegebene Versprechen, den arabischen Staaten die Freiheit zu geben, die ein integrierender Bestandteil ihres völkischen Daseins überhaupt ist, wurde nicht eingehalten und löste in letzter Zeit immer mehr latente Spannungen aus, die sich naturgemäß in zunehmendem Maße aufgespeichert hatten.

Unentwegt arbeitete England seit dem ersten Weltkrieg an der Verstärkung seiner Machtstellung im Vorderen Orient, um sich den notwendigen Flankenschutz für seinen Land- und Seeweg nach Indien zu schaffen. Die einzelnen arabischen Staaten, wie z. B. Palästina, Transjordanien und der Irak, wurden je nach diesem ständigen britischen Machthunger von England vergewaltigt bzw. als Einflußgebiet, Schutzherrschaft, Mandat usw. in den Dienst des Empire gestellt. Diese bekannte Art britischer und amerikanischer Machtpolitik dehnte sich dann 1940 auch auf Syrien aus und 1941 auf Iran, das England mit amerikanischer Zustimmung gemeinsam mit Sowjetrußland besetzte, um auf diesem letzten Wege — neben dem stark bedrohten Nördlichen Eismeer — Kriegslieferungen für Sowjetrußland besonders aus USA und auch aus England über den Kaukasus oder über das Kaspische Meer zu leiten.

Die wichtigsten Herrschaftsgebiete in der britischen Machtkalkulation sind in dem dortigen Raum neben Ägypten besonders Palästina und sein Hinterland Transjordanien, das wiederum die Verbindung zum Irak bildet. Gleichzeitig stellt das zu einem starken Luft- und Seestützpunkt ausgebaute Haifa mit dem befestigten Cypern und Alexandria ein strategisches Dreieck zur Sicherung des Suezkanals dar, wobei natürlich die beiden Kanalendpunkte, Suez und Port Said, auch wiederum durch starke Stützpunkte gesichert sind. Palästina stellt so Englands östliches,

Ägypten sein westliches Glacis zum Suezkanal dar. Durch die englisch-amerikanische Besetzung Ägyptens und des Sudans wird ferner das Rote Meer zu zwei Dritteln seiner Länge flankiert. Die Straße von Bab el Mandeb und der Golf von Aden werden im Südwesten Arabiens durch die Festung Aden und das britische Protektorat Hadramaut, das dieses Gebiet nach Osten und Nordosten bis zum Persischen Golf verlängert und den ganzen Südosten Arabiens umfaßt, beherrscht. An der Nordwestecke des Persischen Golfes liegt das kleine seit 1914 von England unterjochte Emirat Koweit, das im Norden an den Irak und im Westen und Süden an das selbständige Saud-Arabien angrenzt. Koweit ist ebenso wie Hadramaut zweifelsohne als Aufmarschraum für etwa notwendig werdende kriegerische Operationen gegen eine allgemeine arabische Freiheitsbewegung gedacht. Es wird deswegen stark befestigt und als Flottenstützpunkt ausgebaut. Von amerikanischer und britischer Bevormundung frei und selbständig geblieben waren nur noch Saud-Arabien und der Jemen. In der Zeit von 1921 bis 1925 ist Saud-Arabien durch die Energie Ibn Sauds aus einer Anzahl arabischer sich gegenseitig bekämpfender und teilweise auch unter britische Vormundschaft geratener Stämme vereint worden. Hieraus ging ein starkes Staatswesen mit sieben Millionen Einwohnern hervor. Ibn Saud hatte es verstanden, eine vollkommen neutrale und von den USA und England unabhängige Politik zu treiben, obwohl dieses Land, das die Mitte der arabischen Halbinsel zwischen der ganzen Länge des Roten Meeres und dem südlichen Teil des Persischen Golfes umfaßt, ringsum von den bereits erwähnten englischen Bastionen umgeben ist. Englische Störungsversuche, die auch von us-amerikanischen Interessen diktiert sind, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht, gegen die Selbständigkeit dieses streng mohammedanischen, jedoch absolut neuzeitlich organisierten Staates erwiesen sich lange Zeit hindurch als vergeblich. Dem erpresserischen Druck Englands mit den USA im Hintergrunde gelang es Anfang 1942, daß Saud-Arabien die Beziehungen zu Italien abbrechen mußte. Die Auferstehung dieses arabischen Raumes ist das Werk Ibn Sauds, der vom politischen Flüchtling aufstieg zum König von Saud-Arabien. Er eroberte in dreißig Jahren ein Gebiet, das nur um ein Drittel kleiner ist als Europa. Auch die Seßhaftigkeit der Wüstenbeduinen ist sein Werk.

Der Jemen ist ein kleines Gebiet zwischen Saud-Arabien und Aden. Seine Selbständigkeit ist allerdings dadurch sehr eingeschränkt, daß England das strategisch sehr wichtige Vorgebirge Scheik Said an der südlichen Einfahrt zum Roten Meer praktisch seinem Protektorat Aden hinzurechnet und dieses kleine Land in Schach zu halten versucht.

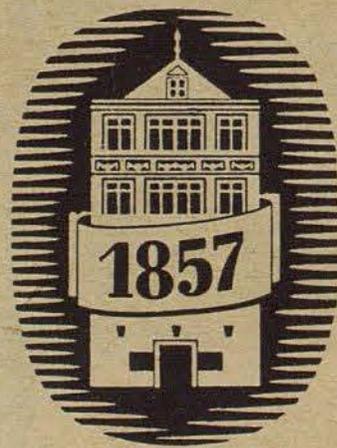
Palästina und Irak sind heute zum Sammelpunkt eines neuerwachten arabischen Nationalismus geworden, der die USA und England als die größten und gefährlichsten Feinde des Arabertums erkannt hat. Denn auch im Irak hat England in den Jahren 1934 bis 1940 die brutalsten Herrschaftsmethoden angewandt, indem es u. a. den König Feisal, dessen Sohn und andere führende Männer des Landes durch den britischen Geheimdienst ermorden ließ und die daraufhin entstandenen wütenden Volksaufstände mit ausgesuchter Grausamkeit niederschlug. Heute ist der gesamte Irak vollständig von britischen Truppen besetzt und wird von der englandhörigen Regierung Nuri es-Said geleitet. Im übrigen hat England ähnliche Gewaltmethoden auch in Transjordanien und Koweit und seit der Besetzung Syriens im Jahre 1940 auch dort angewandt.

Um das Heute im Mittleren Orient zu erkennen, erscheint ein kurzer Einblick in die Geschichte dieses Raumes, einer Geschichte, die zu den ältesten überhaupt zählt, nicht uninteressant. Die Forschungen der letzten Zeit haben eine so beträchtliche Anzahl von Dokumenten zutage gefördert, daß mehrere Kapitel der Geschichte dieser Länder völlig umgearbeitet werden müssen, während sich andere ganz neue Kapitel dazwischenschieben werden. Im einzelnen an dieser Stelle darauf



So machts der Bursche richtig

Vom ersten Tage an wird beim Reinigen und Pflegen Hand und Arm im Rieker-Reitstiefel versteckt. Mit den Fingerspitzen wird jede Falte hochgedrückt und besonders ausgiebig gesalbt. Das sollte Vorschrift werden für die Pflege aller Rieker-Reitstiefel.



wurde am Hofe in Wien die Firma

Johann
KATTUS

gegründet

ihre bekannteste Marke ist der Wiener Sekt

HOCHRIEGL

näher einzugehen, würde zu weit führen. In ganz groben Strichen sei nur erwähnt, daß die geschichtlichen Begebenheiten dieser Einzelstaaten sich ungefähr 5000 Jahre zurückverfolgen lassen. Mancher Besucher wird auf seinen Reisen, wie der Verfasser selbst, mancherorts auf Zeugnisse aus ältester Zeit gestoßen sein und sich in das Gedächtnis zurückrufen müssen, daß diese Länder einst sogar zeitweilig Ägypten zu einem Kleinstaat machen konnten. Eine Vergleichstatsache, die in ihren Urgründen gerade in der Jetztzeit nicht ganz uninteressant ist und den Kenner gewisse Parallelen auch im heutigen staatspolitischen Geschehen ziehen läßt. Hierbei sei daran erinnert, daß die Ägypter bereits im dritten Jahrtausend bis tief in das Innere Syriens eingedrungen waren, eine Tatsache, die natürlich auch in ihren späteren Auswirkungen nicht ganz ohne Einfluß auf die dort lebenden Menschen geblieben ist.

Der langgestreckte schmale Streifen kulturfähigen Bodens zwischen der Ostküste des Mittelmeers und der arabischen Wüste, der in seiner größeren nördlichen Hälfte Syrien, in der kleineren südlichen Palästina umfaßt, ist durch hohe Gebirgszüge und durch ein tiefes Tal in eine Anzahl verschiedenartiger Landschaften gegliedert, die nur wenig aufeinander angewiesen sind. Daher stand seine Geschichte von Anfang an nicht wie die der anders beschaffenen Stromländer seiner Umgebung, Ägyptens und Babyloniens, unter dem Zwang zur Zusammenfassung aller Teile in einem übergreifenden Ganzen, sondern neigte zur Aufspaltung in eine Vielheit je für sich lebender engerer Räume. Das Schicksal Syriens und Palästinas wurde aber dadurch bestimmt, daß diese Länder die einzige brauchbare Verbindung zwischen den Zentren älterer Macht und Kultur am Nil, Euphrat und Tigris bildeten, deren Kraftüberschuß immer wieder zur Entfaltung nach außen drängte. Nachdem einmal die Verflechtung aller Länder des Vorderen Orients zu einer höheren Gemeinsamkeit in Gang gekommen war, versteht man, daß der Rhythmus der Geschichte dieser Länder schon im Altertum nicht einheitlich und nur in beschränktem Maße ihr eigener Rhythmus gewesen sein kann. Syrien und Palästina haben fast immer fremden Herren dienen müssen. Das angestammte Wesen dieser Länder war und ist jedoch durch die vorangegangene Fremdherrschaft keineswegs zerstört worden. Durch kriegerische Bewegungen in diesen verschiedenen Landesteilen wurde zwar in mehr oder weniger geringem Ausmaß eine neue Bevölkerungsschicht gebracht, die jedoch bald mit der eingewohnten Bevölkerung verschmolzen ist. Diese und ähnliche Betrachtungen, Tatsachen und Überlegungen muß man auch besonders heute anstellen, wenn man sich ein einigermaßen klares Bild von den Verhältnissen in diesen Ländern verschaffen will. Dieser Orient kann und will nicht mit rein okzidental Augen angesehen werden. Es wäre verkehrt, sich dieser Einsicht zu verschließen. Ebenso wie andere haben auch diese Länder das Streben nach eigener volklicher Gestaltung.

Wenn gleich auch auf den ersten Blick für den oberflächlichen Beobachter die Verhältnisse im Orient sich zunächst als mehr oder weniger unklar vom Zeitgeschehen abzeichnen, so ist doch letzten Endes eines klar erkennbar, nämlich das Bestreben, sich von langjährigen Einflüssen fremder Staaten und Kulturen selbständig zu machen. Dies gilt besonders für die arabischen Staaten im Nahen Osten. Jeder dieser Staaten ist bemüht, sich zunächst ein politisches Rüstzeug zu schaffen, durch das er dem erstrebten Ziele näherzukommen versucht. Dies geschieht teils auf direktem Wege, wie z. B. in Saud-Arabien und Palästina, oder teils auf indirektem, wie in Syrien und Libanon. Durch diese verschiedenen Wege entstehen innerhalb der einzelnen Orientstaaten wiederum verschiedene Strömungen, die dem Beobachter allgemein das Erkennen des wirklich Erstrebten zunächst schwieriger erscheinen lassen. Besonders seit dem letzten Weltkrieg weiß man, daß gerade hier im Orient das Netz amerikanischer und britischer imperialistischer Verflechtungen meistens sehr feinmaschig ist. Daher ist man häufig nur allzuleicht geneigt, die Dinge hier anders zu sehen, als sie in Wirklichkeit sind. Die englisch-amerikanische Politik hofft, durch ihren mehr oder weniger getarnten Einfluß bessere Möglichkeiten für sich in der Levante zu erreichen. Wenn auch manche politischen Vorkommnisse in diesen verschiedenen Staaten zunächst als nationalistisch erscheinen, so erweisen sie sich trotzdem gelegentlich bei näherer Betrachtung als von England und den USA nicht ungerne gesehen, da sie früher oder später doch in den britischen Interessenkreis münden, zumal sie mindestens geeignet sind, unter den einzelnen Staaten Uneinigkeit zu säen. Auch die in letzter Zeit öfter aufgetauchte Frage einer arabischen Union kann man unter diesem Blickwinkel als eine von Washington und London ausgeklügelte unsichtbare Schlinge ansehen, deren feiner Hauptfaden in das „Weiße Haus“ bzw. in die Downing Street mündet. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, darf man sich nicht von Schlagworten wie z. B. „panarabische Organisation“ u. a. täuschen lassen. Der Drang nach wahrer Unabhängigkeit in den Ländern des Nahen Orients wird jedenfalls trotz allem weder von Amerika noch von England aufgehalten werden können. Man darf nämlich bei alledem nicht vergessen, daß es führende Männer im Islam gibt, die aus dem gegenwärtigen Völkerringen die Überzeugung gewonnen haben, daß die arabische Kultur Werte in sich birgt, die den Erfordernissen neuzeitlicher Zivilisation ebenso gut entsprechen wie die Werte der Kultur westlichen Gepräges, soweit es sich eben nur um die Länder des Orients handelt, und nur um diese. Bekannt ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, daß die Araber den Bolschewismus als „die rote Pest“ bezeichnen.

Der Kampf um die Freiheit schweißte nicht nur das arabische Volk zusammen und band das Schicksal des Einzelmenschen unlösbar an den Aufstieg zum Ziel. Denn den Druck der Mandatsmächte konnten und können die Araber nicht auf die Dauer aushalten. Deshalb flammt auch immer wieder, mal hier, mal dort, ein Aufstand auf.

So war z. B. Palästina ein Symbol, weil hier der Kampf um die Freiheit bisher seinen Höhepunkt fand. Im übrigen ist Palästina seit Kriegsausbruch nicht mehr in seinem früheren Sinne Kulminationspunkt der arabischen Frage. Es geht jetzt nicht mehr allein darum, ob Araber oder Juden oder Amerikaner oder Engländer in diesem Lande die Herren sind, und wie sie miteinander auskommen, sondern das ganze arabische Problem ist aufgeworfen und wartet auf eine Entscheidung. Es mag im übrigen in diesem Zusammenhang interessieren, daß noch vor zwanzig Jahren die Minderheit der Juden in diesem Lande geringer war, als man allgemein anzunehmen geneigt ist. Unter 752 000 Einwohnern befanden sich 589 000 Moslems und nur 84 000 Juden. 1936 waren es bereits 370 000 Juden, denen 848 000 Moslems gegenüberstanden. 1939 betrug die Zahl der dort lebenden Juden bereits über eine halbe Million.

Die Ausdehnung der Auseinandersetzung zwischen Mandatsmacht und eingewohnter Bevölkerung, zwischen dem Vor-Vichy-Frankreich, England und USA auf der einen und den Arabern auf der anderen Seite, zu einer brutalen machtpolitischen Frage wurde nie so offenbar als in dem Augenblick, als der Staat Hatay, bekannter unter dem Namen Sandschak Alexandrette, in türkischen Besitz überging. Dies ist ein Gebiet mit etwa 220 000 Einwohnern, zu dem der Hafen von Alexandrette und die Stadt Antiochia (türkisch: Antakija) gehört. Dieses Land soll die Heimat der türkischen Vorfahren, der Hetiter, sein, so daß der Erwerb des Sandschaks 1939 durch die Türken weniger eine machtpolitische als mehr eine Ehrenfrage war. Bei Beurteilung dieses an sich umfangreichen Fragenkomplexes muß man außerdem wissen, daß es von der Grenze des ehemaligen Staates Hatay in östlicher Richtung nur etwa 60 bis 70 Kilometer sind, und man ist dann bereits in Aleppo, der größten und früher wohl auch der reichsten Stadt der Levante. Von Aleppo aus gibt es nach Osten weiterhin keine Straßen mehr, sondern nur noch notdürftig gekennzeichnete Pisten, ausgetretene Pfade, auf denen der Reisende sich selbst seinen Weg suchen muß. Noch heute ziehen dort Nomaden mit ihren Schafherden ihres Weges.



3 HERZBLÄTTER

*Die Schutzmarke
unserer
Präparate*

**TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT
Fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate
MÜNCHEN**



Arbeit am Höppler-Viscosimeter.

Forschergeist und Unternehmertum

verbinden sich in den Henkelwerken in glücklicher Weise. In unseren Laboratorien überwacht ständig ein Stab erfahrener Fachwissenschaftler die Wirkungsweise unserer Erzeugnisse. Darüber hinaus wird das wichtige Gebiet der Wäschepflege sowie der häuslichen und industriellen Reinigung mit modernstem wissenschaftlichen Rüstzeug erforscht.

Heute im Kriege setzen sich die Henkelwerke, gestützt auf die Ergebnisse dieser langjährigen wissenschaftlichen Arbeit, für die Erhaltung der Milliardenwerte des deutschen Wäscheschatzes und eine verlustfreie Auswertung der Waschmittel ein.

Henkel & Cie. A.-G. Düsseldorf
Chemische Produkte

Rpr. 10 / 43

Der Rückschritt Englands

Von HANS UHLE

„In die Häfen, die Englands nicht allzu lange Küsten säumen, fließt dauernd von allen Enden der Welt ein ungeheurer Strom von Waren, von dem fast ein Achtel nur dorthin kommt, um sofort nach anderen Ländern weiterzugehen. Von den Häfen Englands strömen englische Erzeugnisse im ungefähren jährlichen Werte von 1300 Millionen Pfund nach fremden Ländern, auf den großen gemeinsamen Straßen der Erde, an deren Kreuzungspunkt England nun einmal liegt. Es gibt keine irgendwie gefertigte Ware, die nicht in größten Mengen und bester Güte die Londoner Docks erreicht. Eine so ausgesprochene Handelskonzentration, einen solchen Wohlstand und eine solche Bevölkerungsdichte, wie auf der Insel England, hat es nie gegeben. An einem sehr großen Teil des gesamten Handelsvorganges der Welt beteiligt, genießt das englische Volk dank seiner geographischen, der Natur des Handels entsprechenden Lage, einen unbestreitbaren Anteil an dem Gewinn des Handels seiner Leitung.“

Das englische Volk ist gleichsam Hauptdiener, aber auch der Hauptherr des Bewegungsvorganges von Gütern und damit des Lebens der Welt.

Bei voller Ausnutzung bringt die seezentrale Lage dem Begünstigten dauernde und große Vorteile. Sie verleiht dem, der sie wirklich besitzt, eine notwendig überragende Stellung in dem gesamten System der wirtschaftlichen Bewegungsvorgänge der Welt, indem sie ihn zwangsläufig mit jeder Phase dieser Bewegungsvorgänge in Berührung bringt, und zwar in weit nähere Berührung, als man eigentlich denken sollte. Diese in der seezentralen Lage begründete Stärke muß mit dem Wachsen dieser über die ganze Welt ausgedehnten Vorgänge immer nur wieder zunehmen . . .“

Offenbar haben die meisten Engländer an dieser Stelle aufgehört, in dem äußerst lehrreichen Buche ihres Landsmannes George F. S. Bowles „The strength of England“ (deutsch: „Die Stärke Englands“, im Vieweg-Verlag, Braunschweig 1938) weiterzulesen. Das hier vorgezeichnete Bild der Größe und Macht war zu schön, als daß man es hätte trüben wollen. Es war das Glaubensbekenntnis des Durchschnittsengländers schlechthin, erhärtet durch die geschichtliche Entwicklung der letzten dreihundert Jahre einschließlich des Weltkrieges und der folgenden Versailler Epoche. Obgleich der Ausgang des Weltkrieges die Engländer hätte warnen müssen, hat kaum einer unter tausend Briten an einen grundlegenden Wandel der imperialistischen Macht Englands geglaubt. Der Ausspruch des Lord Derby, daß der Krieg von 1939 „ein reizender Krieg“ werden würde, ist durchaus keine Einzelercheinung. Er war nur der in eine knappe Formel geprägte Ausdruck des Denkens und Fühlens des gesamten Inselvolkes. Die Seezentralität Englands war allen Stürmen des Weltkrieges zum Trotz scheinbar erhalten geblieben. Obgleich

Schuldnerin, behauptete sich die Londoner City noch immer als führend gegenüber ihrer Gläubigerin, der Wallstreet. Machtmäßig aber war die stärkste Seemacht des europäischen Kontinents, Deutschland, die England hätte bedrohlich werden können, in Versailles ausgeschaltet worden und bis zur Stunde, d. h. bis 1939, ohne gefährliche Bedeutung.

Neben diesen beiden wichtigsten Faktoren in der britischen Rechnung kam allen anderen nur zweitrangige Bedeutung zu. Japan wurde durch die USA in Schach gehalten und war außerdem in Ostasien gebunden. Frankreich war mit England verbündet und bewachte gleichzeitig Italien. Die Sowjetunion spielte bei der Frage der Seezentralität und des Welthandels überhaupt keine Rolle. Die Neutralen aber waren samt und sonders mehr oder weniger stark von England abhängig. Setzte man nun noch in Rechnung, daß bei einem kommenden Kriege gegen Deutschland und die Achsenstaaten alle Großmächte mit Ausnahme Japans auf Englands Seite standen, so konnte er tatsächlich nur ein „reizender“ Krieg werden.

Wie aber hat sich im Laufe von vier Jahren dieses Bild gewandelt! Unaufhörlich kracht es im Gebälk des Empire, Stein auf Stein ist aus dem Bau gebrochen worden, teils mit dramatischer Wucht, teils fast unbemerkt. Nicht allein die Gegner, auch die „Freunde“ Englands haben das vollbracht, und wenn der Halbamerikaner Churchill heute eine offene Bilanz seines vierjährigen Wirkens ziehen würde, so müßte er erkennen, daß Tatsache geworden ist, was ihm von deutscher Seite einst prophezeit wurde: daß er in die Geschichte Englands eingehen wird als der Vernichter des englischen Weltreiches.

Wir wissen — was die meisten Engländer nicht wahrhaben wollten —, daß schon der erste Weltkrieg über die Kräfte Englands gegangen war. Es hatte zwar 1918 mit Hilfe von über dreißig verbündeten Staaten Deutschland besiegt und das Kaiserreich vernichten können, aber um welchen Preis! Die eigene, bis dahin absolute Vorherrschaft zur See war gebrochen. Es blieb zwar noch im Besitz der Seezentralität, die zu ihrer Erhaltung und Sicherung notwendige Seemacht war jedoch verloren. Die USA und Japan waren emporgestiegen zu gefährlicher Konkurrenz, zwei Seemächte, die sich zwar gegenseitig sehr stark banden, deren Vorhandensein aber allein schon genügte, das System der absoluten Seeherrschaft ins Wanken zu bringen. Die als Folge des ersten Weltkrieges immer größer werdende Weltwirtschaftskrise konnte von England nicht aufgehalten werden. Die in der Seezentralität begründete Stärke Englands konnte nur so lange von Dauer sein, als der Güteraustausch auf der Erde frei und ungestört vor sich ging. Um der Weltwirtschaftskrise zu steuern, hat England diesen freien und ungehinderten Güteraustausch nach und nach gedrosselt, bis er in den Ottawa-Verträgen von 1932 ein Zwangssystem des Güteraustausches errichtet hatte, das diesen mehr oder weniger auf das Commonwealth beschränkte und also die von Bowles noch 1926 festgelegten Voraussetzungen außer Kraft setzte. Diese schwerwiegenden unmittelbaren und mittelbaren Folgen des ersten Weltkrieges ließen sich im Frieden vertuschen, im Augenblick eines neuen Weltkriegsausbruches mußten sie sich sofort bemerkbar machen.

Lord Derbys „reizender“ Krieg nahm aber vor allem schon im ersten Jahre einen vom Weltkrieg 1914—1918 grundlegend verschiedenen Verlauf dadurch, daß England in schnellen Schlägen vom europäischen Kontinent vertrieben wurde. Das ganze britische System der Kriegführung brach dadurch zusammen. Es war darauf aufgebaut, die Völker und Staaten Europas gegeneinander auszuspielen, den Krieg unmittelbar auf den Kontinent zu tragen und ihn damit so weit wie möglich von England fernzuhalten. Nur so allein gewann England die Rückenfreiheit, die es brauchte, um sein über alle Länder und Meere verbreitetes Weltreich zusammenzu-

A EICKHORN



SONNAL
KLINGEN

DEINE WAHL NUR SONNAL
UND AUS SOLINGEN



MERCEDES
Büromaschinen

Wie sie Ihnen Arbeitskräfte sparen hilft . . .

Ratschläge für Besitzer unserer Mercedes Buchungsmaschinen geben unsere Vertretungen und die Organisationsabteilung der MERCEDES BÜROMASCHINEN-WERKE AG

halten. Durch die Vertreibung aus Norwegen und vor allem aus Frankreich — die englische Episode auf dem Balkan kann hier unbeachtet bleiben — verlor England seine Rückenfreiheit vollkommen, und von diesem Augenblick der kopflosen Flucht aus Dünkirchen beginnt der unaufhaltsame Rückschritt Englands, der es bisher so weit geführt hat, daß es den Krieg, welchen Ausgang er immer nehmen möge, heute schon verloren hat. Es ist dies für uns kein Grund zu billigem Triumph. Wir sind uns durchaus im Klaren, daß es noch gewaltiger Anstrengungen bedarf, das restlos umzustößen, was fallen will, wie wir uns darüber klar sind, daß der wunde Riese noch harte Schläge auszuteilen vermag. Das kann uns aber nicht hindern, geschichtliche Wahrheiten nüchtern und sachlich festzustellen: England kämpft heute einen Todeskampf, wo Deutschland um zukünftiges Leben ringt. An diesen nüchternen Feststellungen muß und wird der geradezu wahnwitzige Aufwand an Agitation zerbrechen, der heute von England gegen unseren Widerstands- und Siegeswillen angesetzt wird. Dies ist im Grunde nichts anderes als ein großes Täuschungsmanöver, und es ist notwendig, das englische Weltreich seines Mythos der Unbesiegbarkeit zu entkleiden, den es heute nur mehr zu Unrecht trägt.

Bereits wenige Monate nach ihrer Vertreibung vom Kontinent sahen sich die Briten einer Gefährdung ihrer Seewege gegenüber, die langsam aber sicher katastrophale Ausmaße annahm. Der OKW-Bericht vom 6. November 1940 verzeichnete eine Gesamtversenkungsziffer von 7 162 200 BRT, die damals zum weitaus größten Teil auf englisches Konto gingen. Um die Schifffahrt der Insel zu sichern, vor allem zur Abwehr der U-Boote, brauchte England kleinere Kriegsschiffseinheiten, in erster Linie Zerstörer. Da es selbst nicht in der Lage war, sie in ausreichender Menge zu bauen, mußte es sich an die USA mit der Bitte um Überlassung von fünfzig Zerstörern aus dem Bestand der USA-Marine wenden. Churchill war bereit, dafür jeden Preis zu zahlen, und er hat tatsächlich in dem Abkommen vom 2. September 1940 dafür einen in der britischen Geschichte einmaligen Preis bezahlt: er stellte den USA auf Neufundland, den Bermudas, den Bahamas, auf Jamaika, Santa Lucia, Antigua und Britisch-Guyana Flotten- und Luftstützpunkte zur Verfügung. Dieser Vereinbarung schloß sich die vom 13. Januar 1941 an, wonach die USA auf Trinidad Marine-, Heer- und Luftstützpunkte erhielten. Damit war Englands Machtstellung im amerikanischen Mittelmeer und vor dem Panamakanal ein für allemal beseitigt. Die weitere Festsetzung der USA auf dem französischen Inselbesitz und in Holländisch-Guyana beweist deutlich genug, daß die USA niemals wieder eine nichtamerikanische Macht dort dulden werden. Dieser ungeheure britische Machtverlust im amerikanischen Raum wird noch gewaltig vergrößert durch die wirtschaftlichen Verluste fast der gesamten englischen Guthaben in den USA und den iberamerikanischen Ländern, wozu noch die ins Ungemessene wachsende Verschuldung des Empire an die USA durch das Pacht- und Leihgesetz zu rechnen ist. Gerade das Pacht- und Leihgesetz ist der breiteste Weg zum Untergang des Empire.

Zunächst interessieren uns die absoluten Territorialverluste des britischen Weltreiches, wie sie im Laufe der Jahre dieses von England gewollten und begonnenen Krieges eingetreten sind. Der wertvollste britische Kolonialbesitz lag zweifellos in Asien, wo neben dem bedeutendsten Kleinod der britischen Krone, Indien, zahlreiche andere Besitzungen von unschätzbarem Reichtum in englischer Hand gewesen sind und große Gebiete unter britischem Einfluß standen. Der Eintritt Japans in den Krieg Anfang Dezember 1941 hat der direkten und indirekten britischen Herrschaft im großasiatischen Raum ein sehr schnelles Ende bereitet. Bereits Mitte Dezember 1941 eroberten die Japaner Hongkong, und am 11. Februar 1942 kapitulierte Singapur. Damit war die größte und wichtigste Festung des britischen Weltreiches verloren. Ihre Eroberung durch die Japaner bedeutete gleichzeitig die Eroberung von Britisch-Malaya, Britisch-Borneo und Birma. Auf der Malaya-Halbinsel verlor England neben der größten Zinnschmelze der Welt bei Ipoh, die 1940 86 400 t Zinn erzeugte, riesige Gummipflanzungen mit einer Jahreserzeugung von 549 000 t; auf Britisch-Borneo verlor es die Ölbasis seiner Ostasienflotte mit 940 000 t Jahresproduktion, außerdem 54 000 t Kautschuk; mit Birma fiel eine Jahresproduktion von 1,10 Millionen t Erdöl, 92 000 Ballen Baumwolle, 6000 t Zinn und 9600 t Kautschuk in japanische Hand.

Rechnet man hierzu die britischen Einflußgebiete in Hinterindien, die Konzessionen in China mit ihrer kaum abzuschätzenden wirtschaftlichen Bedeutung und die seit der deutschen Besetzung der Niederlande mehr oder weniger unter britischem Einfluß stehenden Gebiete Niederländisch-Indiens, so gewinnt der britische Verlust im großasiatischen Raum alle Zeichen einer wahrhaften Katastrophe von entscheidender Bedeutung. Wie sich diese auf Indien auswirken wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls stehen Englands Feinde unmittelbar vor den Toren Indiens, während der Allindische Kongreß im Juli 1942 seine Englandfeindschaft damit bekundete, daß er die Briten zum Verlassen Indiens aufforderte. Die Briten haben zwar dieser Aufforderung nicht Folge geleistet, aber auch die Berufung des Generals Wavell zum Vizekönig von Indien hat bisher nicht verhindern können, daß die dauernden Unruhen in Indien eine ständige Sorge der Briten bilden.

Der Verlust Singapurs aber verdient gesonderte Betrachtung. Diese Festung war mit der strategischen Absicht errichtet worden, von dort aus jede feindliche Bewegung in Ostasien und der Südsee schon in den Anfängen niederzuschlagen; sie war ferner gedacht, nicht nur jeden Angriff auf Indien abzuwehren, sondern auch Indien selbst niederzuhalten. Ihre günstige Lage an der Malakkastraße machte sie zur Seeherrscherin des gesamten indopazifischen Raumes. Australien und Neuseeland fanden in Singapur ihre seestrategische Deckung gegen jeden Angriff von Norden. Die Festung wurde in den Jahren 1920 bis 1937 mit enormem Kostenaufwand zur stärksten Seefestung der Welt ausgebaut. Sie enthielt alle Anlagen, die eine moderne Festung benötigt, und galt als uneinnehmbar. Ihre Eroberung durch die Japaner brachte daher das gesamte britische Verteidigungssystem im asiatisch-pazifischen Raum zu Fall. Mit dem Zusammenbruch Singapurs offenbarte sich die Schwäche Englands in einem Ausmaß, das auf die Insel geradezu erschütternd wirkte.

Anders wirkte dieser Zusammenbruch auf die „Freunde“ Englands, die nun die große Stunde der Erbschaft gekommen sahen. Da England sich außerstande sah, genügend Kräfte zur Verteidigung des asiatisch-pazifischen Raumes zu stellen, nahmen sich die US-Amerikaner dieser Gebiete an. In Australien und Neuseeland, in Indien und im gesamten vorderasiatischen Raum zogen us-amerikanische Truppen ein. Der Anfang 1942 von den Philippinen geflohene General MacArthur erhielt den Oberbefehl über alle in Australien stehenden australischen und nordamerikanischen Truppen. Im Dezember 1942 wurde dann in Washington offiziell bekanntgegeben, daß auch auf Neuseeland seit einigen Monaten us-amerikanische Truppen stationiert seien. Zur gleichen Zeit trafen auf Australien und Neuseeland zahlreiche Roosevelt'sche Kommissionen ein, die das nordamerikanisch-australische Wirtschaftsgefüge stärker in Gang bringen sollten. Dabei handelte es sich vor allem um die Ausfuhr von Metallen nach den USA, vornehmlich um Zink, Blei, Aluminium und Zinn. Die neue Lage Australiens an der Seite der USA wurde durch den Außenminister der Vereinigten Staaten, Cordell Hull, mit folgenden Worten umschrieben: „Die engen Bande, die zwischen den USA und Australien traditionell sind und die durch lange Jahre der Zusammenarbeit im Frieden gefestigt wurden, sind jetzt durch den Krieg unauflöslich geworden.“ Diese Einstellung der USA wurde im Januar 1943 durch die Entsendung Edward J. Flyans, eines persönlichen Freundes Roosevelts, als Vertrauten und Gesandten des Präsidenten nach Australien noch besonders unterstrichen.

Noch bevor Flyan in Australien eintraf, hatte Roosevelt den Botschafter William Philipps als seinen „persönlichen Vertreter“ nach Indien gesandt. Dieser aber war bereits der zweite Vertraute, den der us-amerikanische Präsident nach Indien sandte. Roosevelt hatte schon im Frühjahr 1942 den Obersten Johnston nach Indien geschickt und später den Befehl gegeben, daß die aus Birma von den Japanern vertriebenen



Beherrigen Sie heute, da unsere biologischen Hautpflegemittel nur beschränkt lieferbar sind, mehr als früher unseren Rat: Sorgfältig und hauchdünn auftragen! Nicht die Menge, die Güte ist entscheidend für die von Ihnen so geschätzte Wirkung der Eukutol-Präparate.

Eukutol
Hautpflege

Hensoldt-DIALYT
Prismen-Feldstecher

EXTRA leicht

M. HENSOLDT & SÖHNE
Optische Werke A.G.

USA-Truppen in Indien bleiben sollten. So war die Entsendung Philipps' ein Beweis für die Richtigkeit der Auffassung, die der Sprecher der Indischen Unabhängigkeitsliga in Bangkok verkündet hatte: „Churchill hat Indien an Roosevelt verpfändet. Die Amerikaner übernehmen allmählich die Rolle des Empire in Indien, genau so, wie sie es in Australien und Kanada tun. In Indien gibt es heute neben den amerikanischen Besatzungstruppen Dutzende von amerikanischen technischen, industriellen und anderen Kommissionen. Englands Schwierigkeiten — Amerikas Gelegenheit, das ist anscheinend die Parole der Roosevelt-Politik.“

Zweifellos ist diese Erkenntnis richtig. Tatsächlich gibt es kaum noch einen Teil des Empire, der — soweit er nicht in der Hand der Feinde Britanniens ist — nicht von us-amerikanischen Truppen besetzt, von USA-Kommissionen durchforscht und vom USA-Kapital ausgebeutet würde. Unter dem Vorwand, daß alle diese Gebiete für die Verteidigung der USA von Bedeutung sind, wurden sie auf dem Wege über das Pacht- und Leihgesetz dem Einfluß der USA unterworfen. Zum Teil handelt es sich dabei auch um glatte Kapitalüberschreibungen, wie bei den Bahrein-Inseln. Der britische Aktienbesitz am Bahrein-Öl war bereits am Anfang des Krieges im us-amerikanischen Hände übergegangen. Die USA haben daraufhin im November 1942 die Bahrein-Inseln besetzt. Nach Meldungen der Auslandspresse trifft der gleiche Vorgang für das Mossul-Öl zu. Auch dort sind die us-amerikanischen Truppen eingezogen, nachdem der englische Aktienbesitz in us-amerikanische Hände gekommen ist. So sind die Besatzungstruppen Roosevelts in Wahrheit die Liquidatoren britischen Besitzes und britischer Interessen im Vorderen Orient. Im Vollzug dieser umfassenden Liquidation gerieten auch die Regierungen und Verwaltungen Irans und der einstigen französischen Mandate Syrien und Libanon unter us-amerikanische Verwaltung, und das Eintreffen mehrerer USA-Sachverständiger in Saudi-Arabien „zur Prüfung der natürlichen Reichtümer des Landes“ vervollständigt das Bild der restlosen Verdrängung Englands aus dem asiatisch-pazifischen Raum durch Feind und „Freund“.

Über die offensichtliche, Schritt für Schritt sich entwickelnde Einbeziehung Kanadas in den Verband der Vereinigten Staaten von Nordamerika braucht kaum noch ein Wort verloren zu werden. Die Tatsache der Anwesenheit des Präsidenten der USA in Quebec und seiner Rede vor dem kanadischen Parlament spricht allzu deutlich dafür, daß Roosevelt dieses Dominion längst den USA zugehörig betrachtet; denn dem Präsidenten ist es bekanntlich durch die us-amerikanische Verfassung verboten, ohne Zustimmung des Kongresses fremden Boden zu betreten. Da Roosevelt aber auch in Casablanca war, darf man daraus die Folgerung ziehen, daß er das Gebiet von Französisch-Nordafrika ebenfalls schon als us-amerikanischen Besitz betrachtet. Seine Aspirationen auf Afrika hat er ja durch die us-amerikanische Landung in Liberia im Oktober 1942 deutlich genug gezeigt. Damals schon hatten ihm die Briten eine Reihe von Stützpunkten in West- und Südafrika zur Verfügung stellen müssen, darunter den bedeutenden Hafen von Freetown. Südafrika wie Ägypten sind längst in das Leih- und Pachtgesetz einbezogen worden. Es bleibt also buchstäblich kein Stück des britischen Weltreiches übrig, in dem die Briten noch ihre eigenen Herren wären. Das Ganze erscheint wie eine seltsame ironische Parallele zur Geschichte der Errichtung des britischen Empire, dessen einzelne Gebiete die Briten in den meisten Fällen ebenfalls ihren „Verbündeten“ und „Freunden“ fortnahmen bzw. wiederzugeben „vergaßen“, nachdem sie es zum „Schutze“ besetzt hatten.

Wohin diese Entwicklung zielt, geht jedenfalls ganz eindeutig aus dem „Offenen Brief an das englische Volk“ hervor, der im Oktoberheft der bedeutenden USA-Zeitschrift „Fortune“ veröffentlicht wurde und in dem es an der entscheidenden Stelle heißt: „Wir Amerikaner sind vielleicht unter uns nicht ganz einig darüber, wofür wir kämpfen, aber sicherlich kämpfen wir nicht dafür, das englische Weltreich zusammenzuhalten. Hört damit auf, einen Krieg um der Erhaltung des Empire willen zu führen!“

VOM KLEINKRIEG DER SCHARFSCHÜTZEN

Von Unteroffizier RESPONDECK

Der Kommandeur eines an der Kandalakscha-Front eingesetzten Grenadierregiments erhielt in diesen Tagen die stolze Meldung, daß seine Scharfschützen 205 Sowjetsoldaten vernichtet haben. Diese beachtliche soldatische Leistung ist fast ausschließlich auf den Mut, das Können und die Ausdauer von Scharfschützen der Stellungsbataillone zurückzuführen. Zwei von ihnen konnten je 34 Abschüsse melden, ein anderer 30. Sie wurden von ihrem Regimentskommandeur mit dem EK I ausgezeichnet. Der vierte Scharfschütze brachte es in knappen vier Wochen auf 15 Abschüsse. (Sämtliche Abschüsse müssen durch Zeugen bestätigt sein und werden mit Zeugen- und Kompaniechef-Unterschrift in einer Liste verbucht.)

Es lohnt sich, angesichts solcher Zahlen einmal daran zu denken, welche empfindlichen Schläge den Sowjets allein durch die stille Tat dieser Einzelkämpfer zugefügt wurden, denn ihre tödlichen Kugeln trafen nicht nur Posten und Essenholer. Auch sowjetische Offiziere, die — mit der Karte in der Hand — vorderste Stellungen inspizierten, sind unseren Scharfschützen zum Opfer gefallen. Ihre stete Einsatzbereitschaft, verbunden mit Mut, Zähigkeit und überlegenem Können, hat bewirkt, daß die Sowjets immer wieder niedergehalten wurden. Viele Scharfschützen des Feindes, die gerade im Stellungskrieg eine dauernde Bedrohung und Beunruhigung verursachen, sind ausgeschaltet worden, vielfach nach harten Duellen, die sich über manche Tage erstreckten. Die Bolschewisten zögerten oftmals nicht, schwere Waffen aller Kaliber auf einen einzelnen Scharfschützen anzusetzen. Könnten sie uns deutlicher zu erkennen geben, wie gefährlich ihnen unsere Scharfschützen geworden sind?

Ich traf einen dieser bewährten Männer, den Obergefreiten M., im Bereitschaftsraum seines Bataillons bei der Arbeit in seinem alten Beruf. Er tischlerte, denn hier hinten hat er keine Sonderstellung. Die hat er nur, wenn seine Kompanie im Einsatz ist. Dann ist er Gruppenführer, vorwiegend aber Scharfschütze und Spätrupppläufer.

Nun hat er für eine kleine Weile den Fuchsschwanz beiseite gelegt und sich eine Pfeife gestopft. Wir kommen dann schnell ins Gespräch, und ich spüre schon nach den ersten Sätzen: Dieser fünfunddreißigjährige Obergefreite mit dem leicht angegrauten Haar, auf den zu Hause Frau und Kind warten, ist ganz und gar erfüllt von seinem soldatischen Auftrag. Das ist auch das Geheimnis seines Erfolges, denn der neuntägige Lehrgang, zu dem er Anfang 1942 befohlen wurde, konnte ihm nicht mehr als die Grundlagen zu seinem Einsatz als Scharfschütze vermitteln. Die eigentliche Ausbildung kommt erst danach. Das Erlernete muß ausgewertet und vervollkommen werden. Und das hat dieser Obergefreite in unablässiger Arbeit an sich selber getan. So ist er schließlich zum erfolgreichsten Scharfschützen des Regiments geworden.

Denn mit Zielen und Schießen allein ist wirklich noch nichts getan. Zum Scharfschützen gehört mehr. Das erfährt man schnell bei solchem Gespräch. Ein

Vertrauen
durch Bewährung

TROPON

Hochwertige Heilmittel
und Nährpräparate
seit 1897

*

TROPONWERKE • KÖLN-MÜLHEIM



guter Schütze ist noch lange kein Scharfschütze. „Man muß Schlafen und Essen vergessen können!“ sagt der Obergefreite, und man glaubt ihm, daß er das kann. „Man muß immer am Feind bleiben, auch unter den schwierigsten Umständen!“

4-Tage-Duell mit sowjetischem Scharfschützen

„Denn“, so erzählt er weiter, „wir saßen wohl heute nicht hier beieinander, wenn ich damals — es war im Februar — auch nur eine Sekunde müde oder gleichgültig geworden wäre! Da lag mir plötzlich — nach einer Serie von Abschüssen — auf 175 Meter ein sowjetischer Scharfschütze gegenüber, ein Gegner mit großer Erfahrung, wie sich bald herausstellte. Und nun begann ein Duell, dessen Ausgang sofort feststand: er oder ich! Denn anders verkehren wir nicht untereinander. Der Kampf dauerte vier volle Tage! Mein Gegner gab insgesamt achtzehn gezielte Schüsse auf mich ab. Meine Kopftarnung war schließlich völlig zerfetzt. Aus meinem Gesicht zog ich immer wieder Tannennadeln und die Splitter kleiner Äste. Der Baum hinter meiner Stellung steckte voller Kugeln. Am zweiten Tag beharkten mich schwere Granatwerfer. Ich hatte bis dahin noch nicht einen einzigen Schuß abgegeben und schwieg auch jetzt. Jeden Tag lag ich sechs bis sieben Stunden in meinem Schneeloch auf dem Bauch und studierte den Gegner. Denn ich mußte wissen, wie er sich tarnt, wo seine Beobachter liegen, wie er sich vor und nach dem Schuß verhält. Alle seine Gewohnheiten mußte ich kennenlernen. Dazu gehörte viel Geduld. Es war eine Nervenprobe, wie ich sie bis dahin noch nie zu bestehen hatte. Wie oft rieten mir meine Kameraden, endlich einmal einen Tag auszusetzen. Wie oft habe ich mich überwinden müssen, wenn die Augen rot waren vom stundenlangen Beobachten, wenn sie brannten und tränten vor Kälte und Wind, wenn die Gläser beschlugen vom Atem aus Nase und Mund, wenn Schneesturm mir die Sicht nahm, wenn die Finger steif froren, wenn die Vorstellung von dem warmen, sicheren Bunker 120 Meter rückwärts mich weich machen wollte... Wie oft habe ich abdrücken wollen, um diesem Kampf endlich ein Ende zu machen! Und blieb doch in meinem Schneeloch liegen! Und schwieg noch immer! Endlich — am vierten Tage — wußte ich genug! Nun fiel nach schnellem Entschluß mein erster und einziger Schuß! Das Duell war beendet. Ich meldete meinen sechzehnten Abschuß.“

So erzählte der Obergefreite, und als er mir einen Tag später seine damalige Stellung bei der vorgeschobenen Sicherung auf der Höhe „B...“ zeigt, erkenne ich das Maß dieser Leistung erst in ihrer ganzen Größe. Hier hat sich ein Mann — besessen von seinem Auftrag, erfüllt von dem Glauben an seine soldatische Überlegenheit — in tagelangem Ringen immer wieder selbst überwinden müssen! Nicht dem Zufall vertraute er, sondern seiner eigenen Kraft, die ihm endlich den Sieg verlieh!

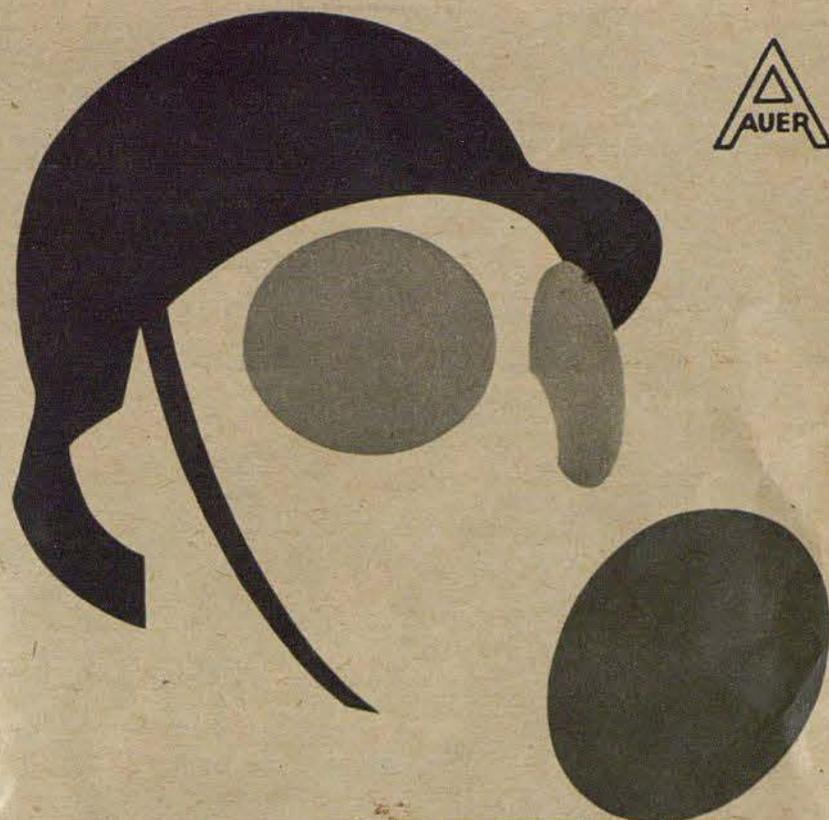
Oftmals muß der Scharfschütze sich aber auch blitzschnell entschließen. „Das war dringendes Gebot bei einem Bataillonsspähtrupp im harten Winter 1941/42“, sagte der Obergefreite. „Wir hatten unseren Aufklärungsauftrag vor der sowjetischen Hauptkampflinie erfüllt und waren auf dem Rückweg. Es war gegen sechs Uhr morgens. Wir mußten an einem vorgeschobenen Stützpunkt der Sowjets vorbei, der durch einen Doppelposten — etwa 70 Meter von unserem Trampelpfad — gesichert war. Das ging auf dem Hinweg ohne Schwierigkeiten, aber nun war plötzlich, ganz unerwartet, die Sonne durchgebrochen. Das brachte uns in große Bedrängnis, denn nun mußten wir — trotz Schneebedeckung und vorsichtiger Bewegungen — weithin zu sehen sein. Der Schnee war verharscht. Er knirschte bei jedem Schritt. Das kostet Nerven! Links umgehen? Der Schnee lag fast einen Meter hoch! Außerdem hätten wir eine weite, baumlose Fläche überwinden müssen! Uns blieb nur der alte Trampelpfad! Aber da war der Doppelposten! Dem konnten wir ja nicht verborgen bleiben. Der würde Alarm geben, der würde uns anschießen! Wir hätten Verwundete, die uns behindern! Und dann würde uns Sperrfeuer vom Trampelpfad abdrängen weit hinein in den unendlichen, meterhohen Schnee... Der Spähtrupfführer winkte mich heran: „Umlegen!“ Ich arbeitete mich mit einem Kameraden vor. Wir suchten uns Schußfeld. Die Posten standen — Front zu uns — etwa acht Meter auseinander. Unsere Schüsse mußten gleichzeitig fallen. Wir gingen in Anschlag. Der Kamerad sagte: „Fertig!“ Wir nahmen Druckpunkt. Ich rief: „Los!“ Ein Posten hob die Hände, fiel vornüber. Ich atmete auf, aber im gleichen Augenblick sah ich, daß der andere Posten noch stand. Starr, ratlos, verwirrt. „Fehlzündung!“ hörte ich. „Ich weiß nicht, was...“ und riß das Gewehr hoch! Und schoß! — Dann war der Rückweg frei. Wir kehrten ohne Verluste zurück... Das waren meine ersten beiden Abschüsse!“

Viel sehen, nicht gesehen werden!

Das Auge des Scharfschützen sieht mehr als das Auge des sonstigen Schützen, mag es auch noch so geschult sein im Wald- und Stellungskrieg Lapplands. Der Scharfschütze kennt jede Scharte im Graben des Gegners, bemerkt die geringste Veränderung im Gelände, kennt jeden Postenstand, jede MG-Stellung. Er weiß die Zulaufwege der Posten, kennt alle Stichgräben, er weiß, wo die Essenholer kommen müssen und wann die Posten ablösen. Seinem Blick entgeht nichts.

Davon erzählte mir der Gefreite Mi., ein junger Gärtner aus der Mark Brandenburg, der mit dem Obergefreiten Ma. die meisten Abschüsse verzeichnet. „Es war im letzten Winter. Ein paar Stellungen weiter griffen die Bolschewisten an. Ich lief an diesem Morgen wie alle Tage durch meinen Graben und beobachtete die sowjetischen Stellungen. Es fällt mir ein kleiner schwarzer Punkt im Schnee auf. Ich werde aufmerksam. Der war doch gestern noch nicht da? Ich beobachte und überlege lange, finde aber keine Lösung. Sodann verständige ich meinen Zugführer. Der kommt sofort. Nun beobachten und überlegen wir gemeinsam. Nichts ereignet sich. Der schwarze Punkt bleibt. Aber wir müssen Gewißheit haben. Der Zugführer fordert Beschuß durch Granatwerfer an. Ich gehe in Anschlag. Der Zugführer beobachtet. Nun hören wir hinter uns die Abschüsse. Schon die ersten Granaten liegen gut. Aber der schwarze Punkt ist trotz Pulverruß noch immer im Schnee zu erkennen. Dann drüben wieder ein Einschlag! Und nun springt ein weißes Bündel aus der Deckung, ein Bolschewist, dessen Schneemantel im pulverschwarzen Schnee weithin leuchtet... Aber er kommt nicht weit. Meine Kugel hat ihr Ziel erreicht! Und wieder Einschlag auf Einschlag! Die Granatwerfer stopfen, daß es eine Freude ist! Da — wir stutzen! Bewegt sich der schwarze Punkt? Wird er größer? „Mensch!“ ruft der Zugführer, „ein Russe mit Granatwerfer! Schießen! Der haut ab!“ Ich rufe: „Gleich! Ich hab' ihn drin!“ Aber dann sehe ich nichts mehr. Detonation! Ich reiße das Glas an die Augen: Schneestaub, Dreck und Fetzen! Volltreffer!“ — An diesem Morgen wurde durch die Aufmerksamkeit eines Scharfschützen ein leichter Granatwerfer mit Bedienung entdeckt und vernichtet. Den Augen des Scharfschützen bleibt nichts verborgen...“

Wie oft schon hat die Kugel eines Scharfschützen einem Kameraden das Leben gerettet oder ihn vor Verwundung bewahrt. Er wußte vielleicht gar nicht, in welcher Gefahr er sich befand, und wird es auch nie erfahren. Für den Scharfschützen sind das Selbstverständlichkeiten, über die er gar nicht viele Worte verliert. Der Scharfschütze ist der beste Kamerad! Auch das Verhältnis dieser bewährten Männer untereinander ist von kameradschaftlichem Geist erfüllt. Bereitwillig tauschen sie ihre Erfahrungen aus. Wenn einer von ihnen abgelöst wird, weist er seinen Nachfolger genauestens ein. Oft bleibt er dazu tagelang in der Stellung zurück und sucht erst dann den Bereitschaftsraum auf, wenn der Nachfolger den ersten Abschuß melden kann. Denn über alle persönlichen Erfolge und Auszeichnungen, die sich aus seiner steten Einsatzbereitschaft ergeben, vergißt der Scharfschütze doch niemals die Sache, für deren endlichen Sieg er den grauen Rock des Soldaten trägt.



AUER GASSCHUTZ

AUERGESELLSCHAFT A. G. · BERLIN



Leichtmetall

Vereinigte Leichtmetall-Werke G.m.b.H. Hannover

AN Indiens östlichem TOR

Mehrere Male haben die Engländer versucht, mit Hilfe der US-Amerikaner das im Kriege gegen Japan verlorene und für sie so wichtige Land Burma wiederzugewinnen. Wichtig vor allem deshalb, weil Burma im Besitze Japans erstens eine dauernde Bedrohung Indiens und zweitens die dauernde Sperrung der einzigen Nachschubstraße nach China bedeutet. Aber alle groß angekündigten militärischen Operationen Wavells und Auchinleks scheiterten praktisch an den natürlichen Schwierigkeiten, die das urwald- und gebirgsreiche Land selbst den Anglo-Amerikanern entgegensetzte, und an der geballten, gemeinsamen Abwehrkraft der Japaner und Burmesen. Seitdem nun Burma jetzt seine einstige staatliche Selbständigkeit wiedererlangt hat, ist es dabei, mit tatkräftiger Unterstützung der Japaner, eine Wehrmacht aufzubauen, die, schnell wachsend, immer mehr Teile der Aufgaben der Japaner übernimmt. Unsere Bilder, die uns nach langen Irrfahrten über See jetzt erreichten, geben rückschauend noch einmal einen Einblick in die großen Leistungen der Japaner im Burmefeldzug.

Rechts: Dieser englische Tank sollte ein Ölfeld schützen, er wurde von einer Pak außer Gefecht gesetzt. Die Bedienungsmannschaft besichtigt die Wirkung ihrer Waffen.

Mitte links: Auf schmalen Stegen, die erst geschaffen werden mußten, bringen japanische Soldaten die schweren, zerlegten Teile von Feldkanonen in die Gebirgsstellungen.

Mitte rechts: Japanische Tanks auf dem Vormarsch ins Gebirge. Der Befehlspanzer trägt die japanische Fahne, das Sonnenbanner.

Unten links: Freudig begrüßt und hilfsreich von den Burmesen unterstützt, setzen japanische Soldaten in Eingeborenen-Booten über einen Fluß.

Unten rechts: Voller Interesse lassen sich die Burmesen von einem japanischen Soldaten in die Geheimnisse eines Tanks einweihen.

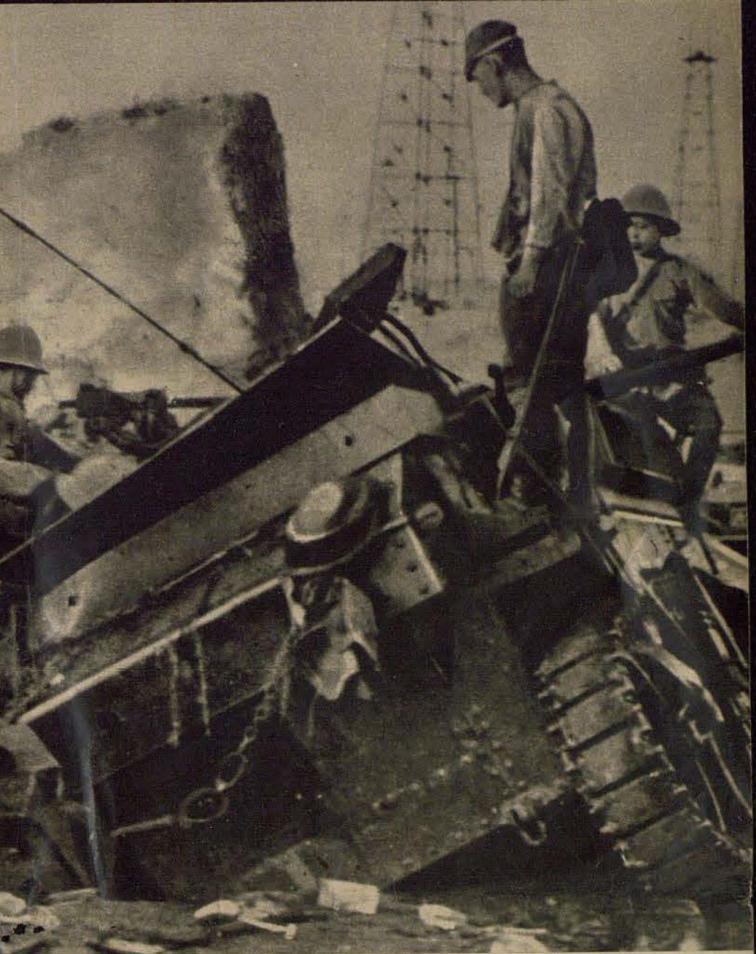
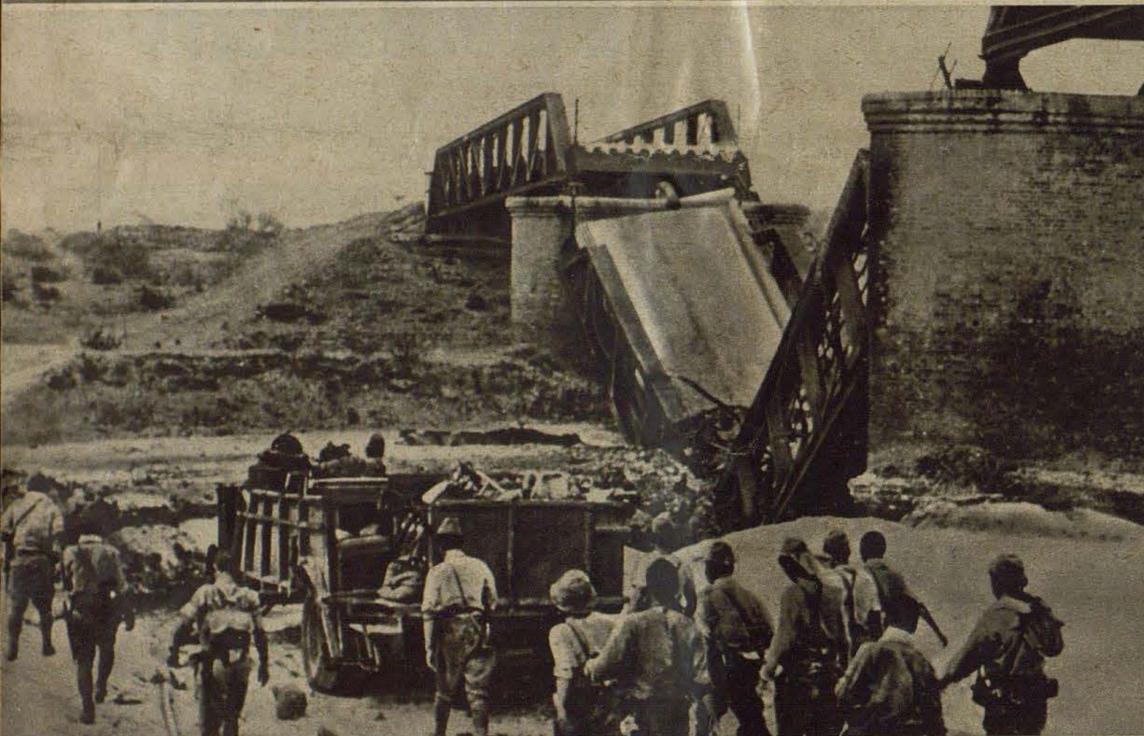
Oben: In der kurzen Zeit zwischen den Monsunen, also von Januar bis Mai, in der man in Burma aus klimatischen Gründen überhaupt nur Krieg führen kann, trieben die Japaner die Engländer und Tschungking-Chinesen bis zum äußersten Zipfel Nordwest-Burmas zurück. Die Zerstörungen zeigen, wie hart die Kämpfe waren.

Mitte: Brückensprengungen und Zerstörungen der wenigen Straßen erhöhten die ohnehin schon großen Schwierigkeiten, mit denen die japanischen Soldaten in dem urwald- und gebirgsreichen Land ständig zu kämpfen hatten.

Alle Aufnahmen: Transocean

Links unten: Die klimatischen Bedingungen, unter denen die Japaner im eigenen Lande leben (das langgestreckte Japan besitzt kaltes, gemäßigtes und tropisches Klima), lassen die Japaner den Übergang vom Urwald zum Gebirgsklima gut überstehen.

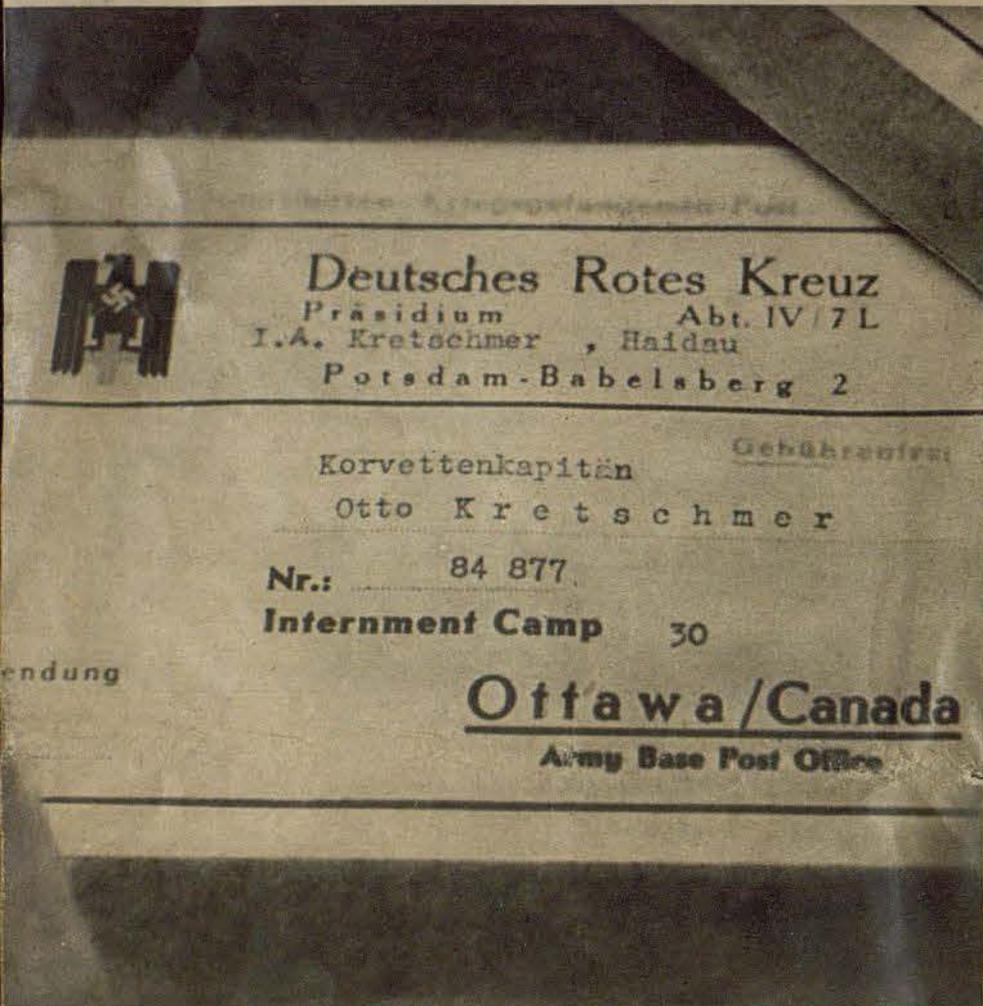
Unten: Von Rangun aus zogen die Japaner in die ölreichen Gebiete ein, die ihnen größtenteils unzerstört in die Hände fielen. Die wenigen Schäden sind im Laufe der Zeit restlos behoben worden.



Die Heimat sorgt für sie

DAS DRK IM DIENST DER
DEUTSCHEN GEFANGENEN

Gefangene und Zivilinternierte, die irgendwo in Australien oder Kanada in einem Lager untergebracht sind, erfahren die tägliche Sorge des Deutschen Roten Kreuzes als den lebendigen Beweis ihrer steten Verbundenheit mit der deutschen Heimat. Unablässig gehen Pakete mit kleinen Dingen, die den Alltag eines Gefangenen erleichtern und ihm in der kleinsten Kleinigkeit Freude bereiten, wie Zigaretten, Spiele, Musikinstrumente und schließlich auch Lebensmittel in Dauerpackungen in alle Teile der Welt



Unter den zahlreichen Paketen, die das Deutsche Rote Kreuz an die deutschen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten in Übersee schickt, befinden sich auch einige, die an berühmte Männer gehen, wie hier an Korvettenkapitän Kretschmer

In weiten Sälen werden die Pakete von deutschen Rote-Kreuz-Schwestern für den Versand fertiggemacht. Die Sendungen müssen besonders gut verpackt sein, damit sie die weiten Reisen unbeschädigt überstehen

PK-Aufnahmen: Deutsche Wochenschau

In besonderen Kartons werden die Zigaretten eingepackt, die den Vertrauensmännern der verschiedenen Gefangenenlager zur Verteilung an ihre Kameraden zugeschickt werden

Musikinstrumente und Gesellschaftsspiele aller Art türmen sich zu Bergen. Aus allen diesen Dingen aber spricht zu unseren Gefangenen in fremden Ländern die Liebe und Sorge der Heimat





Unter der Aufsicht deutscher Luftwaffenärzte wird das Medikament noch besonders gesiebt und einer genauen Prüfung unterworfen, um den Erfolg der Entseuchungsaktion auf alle Fälle sicherzustellen



In einer großen, schräg gestellten Trommel werden die verschiedenen Abwehrstoffe, die in Pulverform geliefert werden, durcheinandergeschüttelt und für den Abwurf bereitgemacht

PK-Aufnahmen: Deutsche Wochenschau

In langen Fahnen zieht der abgeworfene Staub hinter dem Flugzeug her und senkt sich langsam auf die schmutzigen Wasser der Lagunen, auf denen sich die Brutstätten der Anopheles-Fliege befinden

Durch diese neue Methode ist es möglich, weiteste Gebiete von der Plage des Wechselfiebers zu befreien und dem deutschen Soldaten einen gefährlichen Feind vom Leibe zu schaffen



Entseuchter Kuban

DIE LUFTWAFFE IM DIENST DER TRUPPENGESUNDHEIT

Neben dem deutschen Soldaten kämpft der deutsche Arzt und Wissenschaftler. Wir brachten bereits in Nr. 14 einen Bildbericht über die umfassenden Maßnahmen, die von der deutschen Wehrmacht zur Bekämpfung der Malaria getroffen wurden. Nunmehr wurde am Kubanbrückenkopf auch die Luftwaffe eingesetzt und in den Dienst der Hygiene gestellt. Aus niedrig fliegenden Maschinen werden über den verseuchten Lagunen Abwehrstoffe gegen den Überträger der Malaria, die Anopheles-Fliege, abgeblasen. Dadurch ist es möglich geworden, dem deutschen Soldaten die Abwehr am Kubanbrückenkopf wesentlich zu erleichtern



In den Lagunen des Kubanbrückenkopfes: Das Unterwasserkabel zu den einzelnen Stützpunkten wird vom Kahn aus verlegt. Der Truppführer prüft ob die Verständigung in Ordnung ist. Unten: Dicht gedrängt leben die Soldaten auf den wenigen trockenen Stellen im Kubansumpf, sie bilden die vorderste Linie.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichtler v. Koerber

